Die

Geheimnisse

eines Wundermannes.

Von

Ludwig Bechstein.

Zweiter Theil.

Leipzig 1856.
W. Einhorn's Verlag.

Pesth 1856.
C. A. Hartleben.

Die Geheimnisse eines Wundermannes.

Zweiter Theil.

1.

In China.

Mit Staunen hörte der Hofkreis Herzog Carls II. zu Braunschweig die Erzählung des Helmstädter Professors. Man hatte wol früher schon oft davon vernommen, daß dieser vorgebe, eine Reise nach China gemacht zu haben, hatte aber immer die Glaubwürdigkeit seiner Angaben stark in Zweifel gezogen; jeder Zweifel schwand indeß, sobald man ihn selbst sprechen hörte, mit dem Gefühle der Würde, dem Ausdrucke der Wahrhaftigkeit, dem lebendig strahlenden Blicke lebhaftester Erinnerung und Vergegenwärtigung des erlebten. Was war sonderlich zu bezweifeln? Große und weite Reisen hatte der Professor durch mehrere Jahre hindurch in entlegenen Ländern gemacht, das war bekannt. Daß Portugal jene Gesandtschaft nach China entsendete, war ebenso bekannt, wie deren sehr geringer Erfolg; daß ein junger strebsamer Arzt eine so ungesucht sich darbietende Gelegenheit, seine Kenntnisse in weit entlegenen Ländern zu erweitern und zu bereichern, freudig ergriff und benutzte, war etwas so sehr natürliches. Man konnte sich dabei gern des deutschen Dichters Paul Flemming erinnern, der aus gleichem Triebe vor Jahren eine russische Gesandtschaft nach Persien begleitet hatte. Man fand daher in des Professors Erzählung durchaus nichts erdichtetes oder unglaubliches mehr, und gab sich derselben mit um so größerem

Antheile hin, als dem Erzähler alle Anmaßung und Aufschneiderei gänzlich fern lag, und er nur wirklich erlebtes zu schildern schien.

„Ich würde allzuweitläuftig werden," fuhr der Erzähler fort, „wollte ich den höchsten Herrschaften die tausend und aber tausend Mühen, Beschwerden und Umständlichkeiten schildern, die es der portugiesischen Gesandtschaft kostete, trotz dem, daß sie nun in Peking war, zur Audienz bei Seiner chinesischen Majestät zu gelangen. Eingesperrt in das Labyrinth eines kaiserlichen Palastes, dessen Ausgänge ohne Führer Niemand fand, bewacht mit tausend und mehr Argusaugen, dem Mißtrauen, und dem Uebermuthe der Mandarinen und ihrer Dienerschaft Preis gegeben, die uns in Schaaren umringten, glichen wir recht eigentlich Gefangenen, und wahrhaftig, ohne mein geringes Sprach= und Dolmetschertalent hätte die ganze Gesandtschaft so schief als nur immer möglich ablaufen können. Wesentlichen Vorschub leistete mir indeß der Umstand, daß ich mich in die Gunst eines kleinen Mandarins setzte, der eine große Vorliebe für Geschenke zeigte. Um nur eine geringe Probe des Verkehrs mit diesen kahlköpfigen, langbezopften Schlauköpfen zu geben, theile ich mein erstes Gespräch mit diesem, an sich freundlichen und gutmüthigen Manne, der jedoch verschmitzt genug war, mit. Er hieß Wan=Sing. Er machte vor mir außerordentliche Bücklinge, nachdem er wahrgenommen, daß ich mich in seiner Sprache mit ihm zu unterhalten im Stande war, und sprach ohngefähr mit näselnder Stimme das Folgende zu mir: „Würdiger Mann — ich bin nicht würdig, Dein würdiges Antlitz zu erblicken, das gewürdiget worden ist, das hochbeglückte und von den Göttern gesegnete himmlische Reich der Mitte zu schauen. Ich bin der kleine Mandarin Wan = Sing; die großen Mandarinen,

welche Du zu sprechen verlangst, und zu sprechen gewiß äußerst würdig wärest, wirst Du nicht sprechen, da sie zu dieser Herablassung erst die Erlaubniß des allerglorreichsten Herrschers der Welt, des gottgleichen Kaisers von China, auf ihren Knieen liegend, mit den Stirnen die Erde berührend und anbetend — erflehen müßten."

„Wir suchen" — erwiederte ich trocken: „o würdiger Mandarin Wan-Sing, gar nicht die Ehre, Vieles mit den großen Mandarinen zu sprechen, sondern einfach die, Deinen ungleich größeren und erhabeneren Kaiser höchstselbst und in eigener Person, um ihm unsere Ehrfurcht nach unserer Sitte und Landesart darzubringen, begleitet von den Geschenken, welche wir mitgebracht haben, und von denen wir ein schönes Theil auch denjenigen würdigen Mandarinen zudenken, die uns den Weg bahnen werden, das Antlitz des glorreichsten Beherrschers von China zu erblicken."

„Würdiger Mann — entgegnete Wan-Sing: Ihr begehret ein Glück, das nur in den seltensten Fällen selbst den bevorzugtesten und würdigsten Unterthanen unseres erhabensten Herrschers zu Theil wird — es wird schwer, ja ich fürchte, es wird unmöglich sein, doch will ich meinen Einfluß nicht unversucht lassen. Du nanntest, würdiger Mann — eure Geschenke —"

„Ich nannte sie nicht, ich erwähnte ihrer nur, würdiger Wan-Sing, entgegnete ich: — aber sie werden euch in Erstaunen setzen und befriedigen."

„Genug, ich gewann im hohen Grade das Vertrauen Wan-Sings; dieser führte mich bei dem alles geltenden Obermandarin Hong-Li, einem der Großwürdenträger und Vertrauten des Kaisers von China ein, welcher Anfangs noch tie-

fere Complimente machte und noch mehr nichtssagende Schmeicheleien vergeudete, zum Beispiel, daß er nicht würdig sei, das Taschentuch eines so würdigen Mannes wie unser Gesandter oder auch ich abzugeben, dann aber dem Dom Pacheco e Sampayo und dessen Umgebung, der ich ganz unentbehrlich geworden war, vieles Herrliche zeigte, und die gesammte Gesandtschaft zur Tafel lud. Diese Tafel wage ich vor hochfürstlichen Ohren nicht ausführlich zu schildern; bekanntlich ist der Geschmack verschieden, und man speist in China so Manches als Leckerbissen, vor dem man in Europa zurückschaudert. Jede chinesische Stadt hat ihren Katzen- und Hundemarkt für die Küche, und man sieht dort, wie bei uns die gerupften Leipziger Lerchen, abgehäutete und ausgeweidete Ratten an Hölzer aufgereiht, Frösche an Stäbe gespießt, Schlangen in Rouladenform gerollt; sieht auch Spinnen mit Bäuchen so groß wie eine wälsche Nuß die Stellen unserer Kibitzeier vertreten.

Ein Schauer des Abscheues ergoß sich bei dieser Schilderung über die Damen des Zuhörerkreises; nur Prinzessin Caroline schlug ein Gelächter des Beifalles auf, für das ihr allseits strafende Blicke genug zu Theil wurden. Der Erzähler lenkte rasch ab von dieser kleinen episodischen Nebenbemerkung, und fuhr fort: „Unsere Geschenke für die Mandarinen wurden ausgepackt und ausgelegt, sie befriedigten und es wurden uns sehr annehmbare Gegengaben zu Theil. Auf meinen Antheil kamen zwölf Kisten voll chinesische Seidenzeuge, zwölf Kisten voll feine Flechtwerke, Körbchen, Arbeitsbeutel, Taschen und dergleichen, zwölf Kisten voll Porzellan, chinesisches nicht nur, sondern auch japanisches, in allen Formen, zwölf Kistchen chinesische Tusche, Pinsel, andere Farben, Gemälde, Fächer, Stickereien, zwölf Kistchen chinesischer Thee, ebenso viele mit chinesischen Zuckerwaaren und Confitüren, ebenso

viele Töpfe mit eingemachtem Ingwer, ebenso viele Kistchen mit allerliebsten chinesischen Feuerwerkstücken."

„Nach glücklicher Ueberwindung und Beseitigung aller Umständlichkeiten erschien endlich der so lange ersehnte Tag und Augenblick der mühevoll genug erlangten Audienz bei dem erhabenen Herrscher des himmlischen Reiches Kien-Long, in aller Pracht mit allem Pomp, mit aller Würde. Ich war der Glückliche, der den Inhalt des Briefes Seiner Majestät des Königs von Portugal, den Dom Pacheco e Sampayo mit einer Kniebeugung zu höchsten Händen überreichte, in das chinesische laut übertragen zu dürfen, und sparte nichts, dieß in chinesischen Redewendungen zu thun, wodurch der hervorgerufene Eindruck um so lebhafter wurde. Nur eins war Schade. Höchst-Seine chinesische Majestät und höchst derselben Großrath waren in keiner Weise geneigt, dem Ansinnen Portugals bezüglich größerer Glaubensduldung gegen die Christen Folge zu geben. Der Gesandte wurde mit größeren Ehren ausgezeichnet, als je einem Europäer am chinesischen Kaiserhofe widerfahren sind; der Kaiser erbat sich sogar dessen Bildniß, um dasselbe als ein Andenken an dem Throne aufzuhängen; der schmeichelhafteste Gegenbrief an den König von Portugal wurde abgefaßt, und mit Goldbuchstaben gemalt; die reichsten Gegengeschenke wurden gegeben — aber so wie die Audienz vorüber war, erhob sich wieder, gleich der chinesischen Mauer, die unübersteigliche Schranke der förmlichsten und peinlichsten Etikette, und alles beeiferte sich, den Wegzug der Gesandtschaft zu beschleunigen. Nur mir blühte für mein geringes Dolmetscherverdienst ein besonderes Glück. Wan-Sing hatte dem Groß-Mandarin vertraut, daß ich nicht nur ärztliche Kenntnisse besitze, sondern auch physikalische, und ich wurde daher ganz im Geheimen zu einer Privataudienz zugelassen. Meine Anamorphosen machten ungeheueres Glück,

über meine tanzenden Glasteufelchen geriethen die Chinesen außer sich vor Lachen und Freude; das meiste Aufsehen aber machte die von mir erfundene Schminke, welche ich dem Kaiser zeigen durfte. Sie war es, die mir den großen Diamanten eintrug, nächstdem ich noch viele überkostbare und werthvolle Geschenke empfing, so daß was ich für meine Person aus China hinwegführte, in der That wo nicht die Hälfte, doch ein gutes Dritttheil einer Schiffsladung ausmachte."

Der Hofrath schwieg, der Hof erstaunte.

„Er schoß also den Vogel ab!" rief beifällig der Herzog. „Das heiß' ich Glück haben! Aber was in aller Welt fing Er mit den Unmassen von chinesischen Sachen an?"

„„Das Werthvollere, Euer Durchlaucht behielt ich für meine Sammlung"" — erwiederte der Hofrath: „das minder Werthvolle machte ich zu Gelde. Vieles diente mir zu Geschenken, die mir auf der weiten Rückreise erstaunliche Vortheile brachten."

„„Was war denn davon nächst dem Diamanten das Wichtigste, mein lieber Hofrath?"" fragte der Herzog Oheim mit leutseligem Blicke.

„Euer Durchlaucht unterthänigst zu dienen" — erwiederte der Gefragte: „so war dieß eine unscheinbare dünne Wurzel."

„„Wie? Eine Wurzel? Und die kommt gleich nach dem Diamanten?"" fragte gespannt die Herzogin Mutter.

„Wollen Ihre königliche Hoheit gnädigst geruhen Höchstsich diese Wurzel zu betrachten?" entgegnete der Hofrath, und zog aus der Westentasche ein drei Pariser Zoll langes niedliches Kistchen mit Schiebedeckel, von feinem schwarzgebeiztem Schildkrot, das er auf einen Silberteller legte, und mit devotem Anstande der alten Herzogin darbot.

„Ei? Er hat die Wurzel gleich bei sich! Das ist ja charmant!“ rief die Fürstin gnädig, und entnahm das Kästchen, das sie alsbald öffnete. Es war dasselbe innen mit Goldblättchen von grünlicher Farbe ausgelegt, und enthielt einen kleinen Wurzelstengel, dessen Farbe ochergelb war, und der halbdurchsichtig erschien, ohngefähr wie recht reine Salepwurzel, die aber stets rundliche Knöllchen bildet.

„Und aus diesem Stückchen unbedeutender Wurzel macht der Herr Hofrath so ein Weltwunder?“ fragte Herzogin Philippine Charlotte.

„Königliche Hoheit halten zu Gnaden!“ entgegnete der Hofrath diese Frage. „Unbedeutend werden Höchstdieselben diese Wurzel nicht nennen, wenn ich deren Tugenden genannt habe. Es ist die hochberühmte Wurzel Sum, holländisch Som, chinesisch Gin-Seng. Sie ist ein kaiserliches Regale; sie aus dem himmlischen Reiche auszuführen, ist bei Todesstrafe untersagt. Sie ist das allerwichtigste Heilmittel; in den gefährlichsten Krankheiten, wo alle Medicamente ihre Wirkung versagen, leistet sie oft noch unerwartete, überraschende Hülfe.“

„„In der That!““ rief die Herzogin Mutter verwundert aus. „Und hat Er schon viele Kuren mit dieser Wurzel Smum oder wie sie sonst heißt, gemacht?“

„„Nur wenige, Königliche Hoheit! Meine Kunst bedarf, Dank und Preis sei Gott, zur Heilung meiner Kranken keiner chinesischen Wurzel. Mein Gin-Seng ist die Wissenschaft. Nur einige male in ganz verzweifelten Fällen, gab ich etwa einen halben Gran davon als Pulver mit Zucker abgerieben, ein, und dann that sie allerdings Wunder, und rettete, wo unsere Kunst aufgeben mußte.““

„Dann mag die Wurzel wohl stark giftig sein,“ bemerkte Herzog Ferdinand: „wenn ihre Wirkung in so geringer Menge

sich also kräftig äußert. Hat man darüber keine nähere Kenntniß?"

„„Die Chinesen, durchlauchtigster Herzog"" — antwortete der Hofrath: „widerrathen, jemals mehr als einen Gran anzuwenden, ich habe es daher auch nie gethan; Proben an Thieren mit ihr zu machen, dazu ist die Wurzel zu werthvoll; dieses kleine, kleinfingerlange Stückchen ist nach der Schätzung in China selbst über zweihundert Reichsthaler werth. Was ist aber gegen diesen an sich scheinbar hohen, und doch geringen Geldwerth der eigentliche innere Werth dieses Stückchens Wurzel, wenn wir erwägen, wie viele Menschenleben mittelst derselben noch vom Tode gerettet werden können. — Ich besitze noch das schriftliche Zeugniß Wan-Sings über die Aechtheit dieses Stückchens Sum, dem ich mit einem Eide geloben mußte, niemand in China, und selbst in Indien nicht, anzuvertrauen, daß ich im Besitze einer so großen arzneilichen Seltenheit sei."

„„Verliert aber das Ding nicht durch die Zeit seine Wirkung, gleich anderen Wurzeln und Kräutern?"" fragte der regierende Herzog.

„Nein, hochgnädigster Herr!" erwiederte der Hofrath: „Sie gewinnt vielmehr durch das altwerden, wie das Rosenpflaster, oder, um ein schöneres Bild zu gebrauchen, wie der Wein."

„„Was kann so sehr wenig helfen?"" warf der Hofmarschall von Münchhausen die Frage auf.

„Mein gnädiger Herr Hofmarschall," versetzte der Hofrath: „das bekannte Sprichwort: viel hilft viel, taugt nichts in der Arzneikunst. Wenn Sie eine Quente Brechweinstein einnehmen, werden Sie nicht brechen, wol aber, wenn Sie zwei Grane, also den dreißigsten Theil einer Drachme nehmen. Es wird eine Zeit kommen, wo mit einem halben Grane Arz-

neistoff, ja mit noch weniger, Heilungen gemacht werden, während alle Bullen und großen Pillen- und Pulverschachteln hülflos und im Stiche lassen. Unsere Aerzte versehen es heutzutage noch gar sehr damit, daß sie gegen den kranken Organismus mit solchen Katapulten gleichsam Sturm laufen, und die Krankheit erzürnen, statt mit weniger Medizin, als ein Rosenblatt trägt, sie zu beschwichtigen. Jedes Recept, das ein Arzt einem Leidenden verschreibt, sollte nichts sein, als ein Friedensbrief an die Krankheit, statt dessen ist's meist eine Kriegserklärung, oder ein Pasquill auf unsere Kunst, und macht im Körper nichts als Aufruhr und Meuterei rege."

„„Der Herr Hofrath macht seinen Herren Collegen allerliebste Complimente!"" rief lachend Prinzessin Caroline aus. „Da wird derselbe bald einen guten Stein im Brete bei der gnädigsten Mama haben, denn diese geruht sehr, die Arzenei zu verschmähen, und selbst was ein Rosenblatt trägt, dürfte hochderselben noch zu viel sein, wenn es garstig schmeckt!"

Für diese Bemerkung flogen der guten Prinzessin Caroline wieder mehrere strafende Blicke zu, besonders von der gnädigen Großmama und dem Herrn Vater, und beide genannte hohe Personen verständigten sich durch Blicke, die Tafel aufzuheben, was auch alsobald erfolgte.

Eine halbe Stunde später saß der mit einem schönen Geschenke entlassene Hofrath und Professor wieder in dem fürstlichen Wagen, und rollte in demselben unaufhaltsam Helmstädt zu. Er empfand ein Gefühl der Behaglichkeit und der Zufriedenheit mit sich selbst, indem er, wie er zu thun ge-

wohnt war, die Thätigkeiten des verflossenen Tages noch einmal in umgekehrter Reihe überdachte. Es war von seinem herzoglichen Hofe ausgezeichnet worden, hatte denselben angenehm und spannend unterhalten, hatte rasch und glücklich eine Heilung vollbracht und dadurch seinen so oft bewährten Ruf als Arzt aufs neue im hohen und höchsten Vertrauen begründet. Das kleine Schildkrotkästchen mit der Wurzel Sum ruhte wieder nächst seinem Herzen, und erinnerte ihn an Erlebnisse, an welche er gern dachte, von denen er gern sprach, und die reichhaltig genug waren, mit einer Fülle von Erinnerungen solche Stunden zu kürzen, wie die gegenwärtigen, viele Stunden weite Fahrten durch flache und einförmige Gegenden, wie deren der Professor heute zweimal zurücklegen mußte.

Auch des heutigen Morgens wurde gedacht und Leonhards; Leonhards, dieses jungen Menschen, der nicht ganz nach des Professors Sinn sich geartet hatte, und den man nicht so zu erziehen verstanden hatte, daß er das werde, was man wünschte. Erziehungskunst ist auch eine Gabe, die nicht jedem verliehen ward. Ein göttlicher Funke muß den Erzieher geistig beleben, die Lehrbücher thun es nimmermehr. Wie die fachgelehrten Scholarchen wol trefflich Metrik lernen, und Verse bauen, nach Schnuren und Regeln, Hexameter, die nicht mit einem einzigen Fuße hinken, Disticha, die viel regelrechter sind, als die, welche Goethe und Schiller je gedichtet — es ist doch nur ein Machwerk; die so nach der Grammatik aufgebauten Verse erbauen niemand, die Hexameter bleiben bei ihren Füßen, bis zu Herz und Kopf erheben sich ihre Gedanken nicht; die „flüssigen Säulen" sind eben nur flüssig, sie steigen gar nicht hoch empor, und die Melodie des Geistes fehlt ihnen ganz. Daher kommt es, daß die Menschen Goethe

und Schiller lieber lesen, weil diese Dichter waren, als die Verskünsteleien der Metriker von Profession, die in den meisten Fällen keine Dichter sind.

Dieses Beispiel, auf die Erziehungslehre angewendet, spricht die unliebsame Wahrheit aus, daß es viel mehr Erzieher giebt, als Erzogene, weil ein Jeder Erzieher sein will, sein muß, wenn Gott ihm Kinder anvertraute, die meisten und tüchtigsten Menschen aber sich dennoch selbst erst nach vollendeter sogenannter Erziehung nacherziehen mußten und müssen. Und wie die gelehrtesten Männer, wenn sie auf den unglücklichen Gedanken verfallen, Verse zu schreiben, insgemein sehr verunglückte Verse zur Welt bringen, ebenso vermögen sie auch nicht zu erziehen, weil sie zu sehr mit sich selbst beschäftigt sind, und ungleich mehr das todte Werk der Bücher, die sie schreiben, im Auge haben, als das lebendige Werk der Menschenbildung, der Bildung junger Menschen.

Der Professor mußte sich selbst sagen, daß mehr als Gründe, daß Pflichten vorhanden waren, für die Erziehung Leonhards zu sorgen. Diese Pflichten hatte er nicht im vollen Maaße erfüllt. Er hatte gesorgt für das leibliche Wohl des Kindes; er hatte es zwar nur in die Pflege von Leuten untergeordneter Lebensstellung gegeben, doch hatte er es täglich im Auge; er durfte sich des Wohlgedeihens des kleinen Pfleglings jener Leute freuen. Der Knabe, Gottfried Leonhard geheißen, war fast immer gesund, entwickelte sich zu einer etwas sehr länglichen Gestalt, spielte seine Spiele, wurde zu fleißigem Schul- und Kirchenbesuche angehalten, raufte sich mit Kameraden, warf mit Spiel- und Schneebällen Fenster ein, und empfing das volle Maaß gesunder und herzstärkender Prügel, ohne die nun einmal seine Zeit mit der Bildung des Geschöpfes, das Gott nach seinem Bilde geschaffen, nicht fertig zu werden

wußte, welches letztere selbst in unserer erstaunlich aufgeklärten Zeit immer noch erstaunlich schwer fällt.

Der academische Lehrstuhl des Professors, dessen weitverbreitete ärztliche Praxis, sein chemisches Laboratorium, seine Farbenbereitung — das alles waren Beschäftigungen, die den beschränkten Stundenkreis des Tages völlig ausfüllten; auch war der junge Gottfried durch seine Knaben- und die sogenannten unvermeidlichen Flegeljahre hindurch von ziemlich eckigem und selbst etwas täppischem Wesen, hatte nichts anziehendes, herzgewinnendes an sich, war nicht zärtlich, nicht liebevoll geartet, legte nicht genug Dankbarkeit und unterwürfigen Sinn an den Tag, wurde daher ungleich mehr gescholten und bestraft, als gelobt und belohnt. Es schlummerten schöne Fähigkeiten in des werdenden Jünglings Seele, aber sie schlummerten etwas lange, und sie zeitig zu wecken, dazu fehlten eben das rechte Geschick, fehlte vor allem die Zeit, sich mit Gottfried abzugeben, seinen Geist anzuregen', seine besseren Keime zur Blüthe zu bringen. Daher war Gottfrieds Lebensfrühling eine kühler, frostiger, bis in seinen Mai hinein; erst als er lieben lernte, brachen die Blüthen edlerer Gefühle in ihm auf, entfalteten sich Talente. Aber alles dieß, wie es so kam, kam dem Professor ungelegen, unerfreulich. Was Gottfried, sein Pathe, werden sollte, das versprach er nicht zu werden, eigene Bahnen schien er mit Vorliebe einschlagen zu wollen, und die Jünglinge, die dieß thun, bedenken so häufig nicht, daß sie sich damit oft eine schöne Zukunft verscherzen — wer aber kann der Bestimmung gebieten, die höherer Lenkung anvertraut ist, die uns lenkt, während wir immer noch glauben, uns selbst zu lenken? — „Was hat der Affenschwanz jetzt schon Liebschaften anzuzetteln?“ murrte der Professor in seinem Wagen, als er durch die mehr und mehr sich niedersenkende Nacht fuhr, und seine Gedanken sich

auf das lebhafteste mit seinem Pathen beschäftigten. Nun — ich denke, mein heutiges Billet soll gewirkt haben, und die grüne thüringische Florfliege, die ihm den Kopf umflirrte, nach ihrem Gebirge zurückschweben. — Und dabei — wie trotzig und übermüthig ist der junge Mensch geworden! Rückt mir seine erfrorenen Finger vor — macht mir zum Vorwurf, daß er wenig lernte — will auf eigenen Beinen durch die Welt laufen — will dem Kalbfelle folgen. Ob er gehen wird? — Ich glaube es nicht, er wird nicht gehen! — So dachte der Professor und mit diesen letzten Gedanken suchte er ein Gefühl zu beruhigen, das ihm im Herzen aufwallte, das ihn mit ungleich mehr ängstlichen Besorgnissen um Gottfried erfüllte, als er sich selbst eingestehen mochte. Wie sehr er innerlich unzufrieden mit letzterem war, zuletzt mußte er sich doch selbst eingestehen, daß Gottfried anders als jetzt sein würde, wenn er anders, wenn er besser geleitet worden wäre, und mußte sich auch fragen, wie es denn werden solle, wenn Gottfried auf seinem Sinn beharrte, wenn er wirklich den tollen Schritt thue, Soldat zu werden, jetzt, wo Krieg in nächster Aussicht stand, wo vielleicht bald genug eine feindliche Kugel ihm — dem Sohne — —, ein Ende machte. — Schrecklicher Gedanke für ein Herz — für ein — — Herz! — Ermüdung spann ihr Schlummernetz über den einsamen Reisenden durch die Düsterniß des Elm, und er ahnete nicht, daß seine Zuversicht auf einem Trugschluß beruhte. „Er wird nicht gehen!" hatte diese Zuversicht ihm zugeflüstert — und Gottfried war auch nicht gegangen, davon geritten war er auf dem schnellsten Rosse, das die Universitätsstadt darbot, und während eine Besorgniß, von der er keine Ahnung hatte, das Herz des alternden Mannes unruhiger klopfen machte, stürzte sich der noch daheim geglaubte in Nacht und Abenteuer, und hatte dem Aelternhause,

seinem, des Professors Hause, schon eine Reihe von Stunden Valet gesagt auf eine lange und unbestimmte Zeit. —

Es war just Mitternacht, als der herzogliche Wagen vor dem Hause des Professors hielt. Das annahende Rollen hatte das Leonhard'sche Ehepaar aus halbschlummernder Ermüdung geweckt, die Flur ward kerzenhell, die Thüre geöffnet.

„Guten Abend! Da wären wir wieder und wohlbehalten, Gott sei Dank!" sprach der Professor zu seiner greisen Dienerschaft. „Wo ist Gottfried?"

„„Fort ist er, Herr Professor, auf und davon!"" erwiederte im zürnenden Tone der alte Leonhard.

„Fort, sagst Du?" rief erschreckend und erbleichend der Professor. „Was soll das heißen: fort?" —

„„Er hat eingepackt und ist heute gegen Abend mit Schmidts Schimmel weggeritten, nachdem er von uns kurzen Abschied genommen.""

Der Professor schwieg und ging stumm auf sein Zimmer. Jede Erquickung wieß er ab. — „Fort! Fort!" —

2.

Eine Prophezeihung.

Gottfried Leonhard wanderte am Morgen des folgenden Tages betrübten Herzens aus Halberstadt; es war noch früh, Nebel dampften über den Wiesen, durch welche die Holzemme sich schlängelte, die sanft von Derenberg herabschlich. Zur Linken des frühen Wanderers hob sich das Harzgebirge in seiner ganzen Pracht; anmuthig wechselten buntgefärbte Laubwälder mit dem tiefen Grün der Tannenforste, und mächtige Sehnsucht zog dort hinüber, wo oft im Schoose der stillen und erhabenen Natur des Gebirges der Jüngling in Einsamkeit große Gedanken gedacht, und das Wehen des Weltgeistes empfunden hatte. Mit schmerzlicher Wehmuth gedachte heute Gottfried jener Tage; er war noch so jung und schon lag die beste Zeit — so glaubte er, und so redet sich's gar mancher Jüngling ein, dem es nicht gleich nach seinem Sinne geht — hinter ihm — und heute, dünkte ihn, sei ihm ein Stück Lebensfaden gekürzt und abgeschnitten. Dort lag auf seiner Höhe über dem friedsamen Städtchen Schloß Blankenburg, und glühte im Frühstrahl, weithin leuchtend, wie eine Purpurrose über dem feinen Dunst, der über den Flächen lag; dort starrte schwarz, vom Sonnenkuß noch nicht berührt, die Teufelsmauer. Dort ragten die Thürme von Heimburg, dort hob sich riesig über alle Höhen und Berggipfel des Brocken

kahler Riesenscheitel, auch rosig angestrahlt von der Herbstsonne. Jeder Schritt des Wanderers, der in sinnenden Gedanken, doch rüstig fürbaß ging, stets das Flüßchen Holzemme und meist dicht zur Rechten, brachte ihm dem Gebirge näher, bis nach einer Wanderung von vier guten Stunden des Harzwaldes unmittelbarer Fuß und das Städtchen Wernigerode erreicht war, dessen altes Stolbergisches Grafenschloß schon lange entgegengeleuchtet hatte. Dort wurde dem Körper Rast geboten und überlegt, ob das Harzgebiet zum Zwecke einiger naturwissenschaftlicher Ausbeute betreten werden sollte, oder lieber auf geradem Wege geblieben? Wernigerode lag so recht da wie eine Pforte zum Labyrinthe zahlloser, waldiger Thalschluchten, die sich zumeist nach dem Gebirgshaupte empor zogen, so konnte Leonhard den Hochgipfel in wenigen Stunden erreichen; er brauchte nur der Thalrinne der Holzemme immer aufwärts über Friedrichsthal und Hasserode unmittelbar zu folgen, und die Hölle zu durchwandern, die Hohne-Klippen zur Rechten zu lassen, die Zeter-Klippen zur Linken, und von da zur hochgelegenen Glashütte Heinrichshöhe emporzusteigen, deren Flammenlohe das Fegefeuer versinnbilden konnte, und dann von da nach kurzer Zeit den Himmel zu gewinnen, den Himmel des Brockengipfels mit seiner unendlichen Fernsicht und seinem Bergesodem, der das Herz mit Lust schwellt und das Gefühl der Freiheit in die Seelen der Wanderer gießt.

„Heute nicht“ — grollte Leonhard; „heute mag ich nicht hinauf, obgleich der Tag so schön ist. Was soll ich mich müde laufen? Wenn ich heute noch bis Goslar kommen will, habe ich ohnehin noch ein gutes Stück Weges vor mir. War es mir doch ohnehin kein rechter Ernst, als ich der guten Sophie sagte, ich wolle Naturalien im Harze sammeln; was

brauche ich Stufen und Steine, Vögel oder seltene Pflanzen-Exemplare? — Ich bin selbst ein rares, hochstenglisches Exemplar, und werde bald genug im Herbarium des Jägerregimentes einrangirt sein. — Tiro! Tiro! — Vielleicht Flügelmann!“

Leonhard zahlte seine Frühstückszeche im Gasthause zu Wernigerode und erhob sich zum Weitergange. Dicht am Fuße des Gebirges hin, bisweilen durch kleine Waldstrecken sogar führte der Weg über die Dörfer Altenrode und Drübbeck, nach dem romantischen Ilsenburg. Dort hielt Leonhard Mittagsrast, und von dort aus setzte sich sein Weg fast immer im Walde fort. Der rasch weiter strebende Wanderer verschmähte heute sogar die früher selten unterlassene Einkehr im Ecker-Kruge, der dicht am Stege lag, welcher das Gebirgsflüßchen Ecker überbrückte, und betrat nun den ausgedehnten Schimmer-Wald und mit ihm wieder Herzoglich Braunschweigisches Gebiet. Am Ecker-Kruge stand der kurfürstlich sächsische Grenzpfahl. In diesem Gebiete sich gleichsam heimischer fühlend, und noch gute Zeit vor sich habend — entschloß sich Leonhard doch zu einem kleinen Abschweif — zumal auch seine Stimmung lichter geworden war, und an die Stelle schmerzlicher und trüber Gedankenbilder allmählich hellere und hoffnungreichere traten. Am Wolfsstein, einer Felsbildung, die zur Rechten hart überm Fußwege sich erhob, stand Leonhard und lud sein Jagdgewehr, und betrat dann auf schmalen nur Jägern und Köhlern bekannten Pfaden ein kleines Gebirgsgebiet, das aus grauen Zeiten theils durch die Sage geheiligt, theils aber auch als höchst unheimlich verrufen war; auf beides deuteten die Namen der nachbarlichen Höhen entschieden hin. Schon am Fels des Wolfsteins haftete der Sage immergrünes Moos; dort erhoben sich die

Eulenköpfe, Uhlenköpfe in dem Idiom genannt, das dort zwischen obersächsischem und niedersächsischem Dialekt seine Sprachgrenze hat, und schroff senken sich die Bergwände der Eulenköpfe in das Spökethal (Spukthal). Der Eichenberg deutet mit seinem Namen in die Zeiten der Frühe, in denen vielleicht da Eichen rauschten, wo jetzt nur düsteren Fichten und Tannen jener Stoff enträufelt, von dem das ganze, große, weitausgedehnte Waldgebirge seinen Namen trägt. Mächtig ragt der Sachsenberg empor, dessen Gipfel der junge Jäger erklomm und von dem er bald jene altberühmte Höhe gewann, auf der nur noch sparsame und unerhebliche Mauerreste die Stelle anzeigen, wo sich der Harzburg stolzer Prachtbau als Kaiserwohnsitz erhob, und weit und breit, beherrschend gleichsam, das Land überschaute. Leonhard kannte den Ort, er kannte die Fernsicht, aber immer und immer weilte er gern auf diesem Punkte, gedrängt und gezogen von einer Neigung, die er sich nicht erklären konnte, und diese war es gewesen, die auch heute ihn bewogen hatte, an der Harzburg nicht vorüberzugehen, sondern Umweg und Mühe nicht scheuend, zu ihr emporzuklimmen. Da stand er nun auf dem in das Flachland vorspringenden Burgberge, an dessen Fuße die unruhigen Wellen der Radau hinbraußten, und der Flecken Harzburg, auch Neustadt unter der Harzburg genannt, sich im Thale dehnte. Weit ließ des Bergflüßchens geschlängelter Lauf durch die Ebene sich von dieser Höhe verfolgen, und selbst den Punkt konnte man gewahren, wo es mit der nachbarlichen Ocker sich gleich hinter Vemenburg vereinte; dort zur Linken lag der langgestreckte Hüttenort Ocker mit seiner Silberschmelze, seiner Messinghütte, seinem Kupferhammer und zahlreichen anderen Werken, Drathhütten, Galmeimühlen, Bleiöfen. Zwischen Ocker und Harzburg blickten Felsen herüber, deren Name:

der Elfenstein, nach mythischer Frühzeit deutet. Noch weiter westwärts in einer Stundenferne von Ocker zeigte sich die alte, vielthürmige, einst freie deutsche Reichs- und Kaiserstadt Goslar in ihrem, sie eng umfangenden Mauerringe, mit einem großen Theile neuerbauter Häuser, da ein 1780 erfolgter Brand ganze Straßen in Asche gelegt hatte. Dort ragt noch der Rest des alten Kaiserpalastes mit seinen romanischen Rundbogenfenstern und gekoppelten Säulen, daneben die kaiserliche Hauskapelle, in welcher der sagenhaft sogenannte Krodoaltar aufgewahrt wird, der einst als ein Kunstwerk aus grauer Vorzeit eine Kapelle der Harzburg zierte — und mahnt an die versunkene Herrlichkeit der deutschen Mythengeschichte. Weiter nach Norden hin die Blicke entsendend, vermochte Leonhard schon das Ziel seiner Wanderung zu erblicken, dort lag Wolfenbüttel, und dahinter ragten fern am Saume des Horizontes die Thürme von Braunschweig empor.

„Wer doch hier auf immer weilen, wer doch da drunten in dem friedlichen Orte oder in dessen Nähe wohnen könnte!“ wünschte Leonhard. „Es wohnt sich gut unter den Männern, wie die Einwohner sich vorzugsweise nennen — da möchte ich sein, und —“

„„Und Förster von Harzburg!““ ward plötzlich eine Stimme dicht neben Leonhard laut, die ihm den innersten Gedanken aus der Seele zog, ihn wie eine Geisterstimme tönte, ihn erschreckte. Und diese Stimme war die eines Weibes. —

Rasch blickte Leonhard nach der Sprecherin um — und aus einem Gebüsche, hinter dem sich ein niederes Stück Mauertrümmer hinzog, trat eine überraschende Erscheinung. Es war eine Fremde von schönen, doch gereiften Zügen, ob Frau, ob Jungfrau, war ihr nicht anzusehen; ihre Tracht war rein und

ganz, obwol höchst einfach. Sie heftete ihre dunkeln Augensterne fest auf Leonhard, und hielt ruhig Stand, als dieser fast heftig und mit unverhehltem Unwillen fragte: „Was willst Du? Wer bist Du? Woher kommst Du? Wer heißt Dich reden?“

„„Du fragst sehr viel in einem Odem, schlanker, blanker Herr!““ gegenredete das fremde Weib, und richtete sich höher. Sie war von ungewöhnlichem Wuchs und reichte fast an Leonhards Leibeslänge hinan. Ihre Sprache war rasch, fremdländisch, aber ausdruckvoll und gemessen. „Was ich will?“ warf sie die Gegenfrage auf: „Dir Glück verkünden! Willst Du mich darum schelten? — Wer ich bin? Siehst Du es mir nicht an? Soll ich Dir es sagen? — Woher ich komme? Woher alle Menschen kommen — sie kommen von ihren Müttern. Wer mich reden heißt? Das thue ich; ich heiße mich reden. Hast Du etwas dagegen? Willst mir vielleicht verbieten zu reden? Hast Du hier mehr zu sagen als ich, so sei so gütig und sage es.“

Im Gesicht Leonhards stieg flammende Gluth auf. Es lag etwas machtvolles in den Blicken dieses Weibes, etwas gebietendes, und doch sprach sie, was sie sprach, mit einer wohltönenden Stimme. Er wußte nicht, was er entgegnen sollte auf diese Fluth von Antworten und Gegenfragen. Was war es denn am Ende? Sie hatte seinen letzten, unbewußt laut vor sich hin gesprochenen Wunsch vernommen, mußte ihn, seinem Anzuge nach, für einen Jägerburschen halten, und was war leichter und natürlicher, als daß sie demgemäß seinen Wunsch deutetete, und mit der angeborenen Keckheit ihres Volkes, denn Leonhard glaubte in ihr eine Zigeunerin zu erkennen — gegen ihn laut wurde? Leonhard unterdrückte daher seinen Unmuth, und gab der Unterredung eine scherzhafte Wendung.

„Ich merke, daß ich dem heiligen Berge nahe bin," sprach er mit Beziehung auf eine Sage: „denn ich sehe schon eine Sibylle erscheinen. War vielleicht der Krodo Deiner Väter Gott, und suchst Du hier noch nach Reliquien von ihm im öden Trümmerwerke dieser Burgstätte?"

Leonhard sprach dieß Scherzwort etwas höhnisch lächelnd — die braune Schöne aber blieb ernst und blickte traurig auf ihn. „So wenig Du, obschon ein Vogelsteller, Heinrich der Finkler bist," antwortete sie nach einer kleinen Pause: „so wenig war der Krodo meiner Väter Gott! Gleichwol will ich Dir eine prophetische Sibylle sein, wenn Du Deine Hand mir reichen willst, daß ich aus ihren Linien lese. Gieb, gieb — wer weiß, ob wir uns jemals wiedersehen! Dein Gesicht flößt mir Antheil ein, vielleicht kann ich recht Gutes Dir verkünden."

Die Fremde wartete keine Antwort ab, fast zudringlich ergriff sie Leonhards Hand und hielt sie fest in der ihren, und sein Widerstreben war nur ein schwaches. Das seltsame Abenteuer dieser Stunde bethörte ihn; was hatte er denn am Ende zu befahren, wenn er dem seltsamen Geschöpfe seinen Willen ließ? Ihr war es, das sahe er ja an ihrer aufdringlichen Hast, um ein Geschenk zu thun, das Ganze lief, so wähnte er, auf eine Bettelei hinaus, die ihre Form in eine Dienstleistung zu kleiden wußte.

Die Fremde blickte ernst und fest in Leonhards linke Hand und sprach dann halblaut: „Du hast sehr einfache Lineamente, und doch kreuzt manches Wirrsal Deine Lebenslinie, mein blanker Vetter!"

„„Auf dem Blocksberg mag Dein Vetter sein, Hexe!"" rief Leonhard mit komischem Zorne, und machte nochmals einen Versuch, seine Hand den forschend in deren Inneres gerichteten

Blicken der Fremden zu entziehen, allein wieder vergeblich, vielleicht war es ihm auch kein rechter Ernst — jene ließ sich nicht irren, und sprach weiter: „Du bist ein Sohn, der keine Mutter mehr hat und seinen Vater nicht kennt.“

„„Albern! Fehlgeschossen!““ lachte Leonhard. „Ich sehe nun schon, daß Deine Wahrsager-Kunst in die Brüche gegangen ist — Du sagst nicht wahr — Du sagst Lügen. Mein Vater und meine Mutter leben beide noch. Wenn Du Dich nicht besser auf die Handlinien verstehst, Zigeunerin, so lasse Dir von dem, der diese brodlose Kunst Dir lehrte, das Lehrgeld wiedergeben!“

„„Eines von uns beiden wird sich wol im Irrthume befinden““ — entgegnete die Wahrsagerin — „aber ich denke, Du wirst mir noch Glauben schenken, wenn ich Dir von Deinem Liebchen etwas verkünde.“

„„Von Sophie?““ fuhr es Leonhard unbewußt heraus.

„Ja, von Sophie!“ sprach jene nun, da sie auf diese Art den Namen wußte, mit um so größerer Zuversicht. „Sophie wird die Deine werden, und Du wirst glücklich. Das Glück winkt Dir, aber Du folgst ihm nicht — Du wirst weit aus Deiner Heimath reisen, ich sehe einen Wegweiser in Deinen Handlinien, der in die weite Ferne deutet. Dennoch wird Dein liebster Wunsch sich erfüllen, ehe das Haar Dir ergraut.“

„„Und welches wäre denn mein liebster Wunsch?““ fragte neugierig Leonhard.

„Nun — mit Sophie vereinigt, da drunten zu wohnen,“ war die Antwort. „Darüber fließt aber noch vieles Wasser aus der Radau in die Ocker. Dein Leben bis dahin wird unruhevoll sein — und“ —

Plötzlich lief ein Zucken, wie ein leichter Schreck über die Gesichtsnerven der Sprecherin. Sie schüttelte mit dem Kopfe,

und murmelte: „Hüthe Dich vor rother Farbe — rothe Farbe bedeutet Blut — auch hast Du einen Feind — ich sehe nicht mehr klar, es fließen hier in einer Gruppe die Linien wirr in einander." — „Und hier — hier hüthe Dich vor Wasser, vor dem Teiche!"

„„Hier vor einem Teiche?"" fragte Leonhard, abermals lachend. „Du faselst, Unke! Weit und breit ist hier herum kein Teich; droben im Walde, unterm Auerhahn, und bei Clausthal und Zellerfeld, ja, da sind kleine Seen. Man hat vier Stunden bis dort hinauf. Ein Paar liegen unterm Riesenberg, und heißen die Schalke. Und dort hinwärts bei Wernigerode, eben so weit von hier, liegen die Köhlerteiche — bei denen ich auch nichts zu schaffen habe. Es ist nichts mit allem Deinem Geschwätz! Hebe Dich von hinnen!" Leonhard zog seinen Geldbeutel, er wollte sich loskaufen von der Person, die ihm lästig zu werden begann. Die romantische Begegnung fesselte ihn nicht — zu jener Zeit stand überhaupt die Romantik nicht im Vordergrund allgemeiner Bildung — höchstens schwärmten Poeten und Romanschreiber von Burgen, Fehmgerichten, Klöstern, Rittern, Mönchen, Nonnen und was sonst zu jener großen Gaukeltasche gehören mochte, aus welcher die damaligen Poeten spielten.

„Ungläubiger!" rief die seltsame Fremde. „Blicke dort hinab!" und ihr Finger zeigte in das Thal auf eine Stelle, wo zwischen Harzburg-Neustadt und dem ganz nahen Pfarrdorfe Bündheim ein silberner Wasserspiegel die reine Helle des beginnenden Herbstabends zurückblitzte.

„Den Floßweiher in der Radau also meinst Du?" fragte aufs neue lachend, Leonhard. „Der geht mir freilich, wenn er gestemmt ist, recht hoch; er geht dann gerade bis an die Kniee meiner langen Storchbeine. In dem ertrinke ich ganz sicher

nicht. Genug — hier hast Du was, und nun guten Weg und auf Nimmerwiedersehen!"

Das Weib warf einen tiefschmerzlichen Blick auf Leonhard, der ihr jetzt ernstlich seine Hand entriß, und sprach fast tonlos: „Habe ich meine Sache schlecht gemacht, so verdiene ich keine Belohnung, und ich will überhaupt keine. Ich sage es aber noch einmal: vor dem Teiche hüte Dich — ich warne, ich warne, ich warne Dich!" —

Die Sibylle wandte sich rasch um, und wollte sich im Gebüsche Leonhards Blicken entziehen. Jetzt aber war er es, der hastig ihre Hand ergriff, und zugleich rief er aus: „Halt! So entschlüpfst Du mir nicht! Du sagst mir, weshalb Du Dich an mich drängtest, was Du überhaupt hier zu suchen hast! Wer Du bist! Wer Dich hierher schickte!" —

„„Du, schlanker, blanker Jäger"" — hohnlachte die vermeinte Zigeunerin, indem sie mit einer ganz leichten und doch überaus kräftigen Bewegung sich von Leonhards haltender Hand losmachte: „Du wirst meiner Mutter Tochter nicht halten. Meine Mutter sendet mich; auf Ihr Geheiß drängte ich mich an Dich, Dich, nur Dich hatte ich hier zu suchen; ich fand Dich, und somit ist alles abgethan. Frage mich nicht weiter, und folge mir nicht — es wäre doch vergebens!"

Mit rascher Wendung verschwand diese seltsame und eigenthümliche Erscheinung in den Büschen — Leonhard sprang ihr nach — die Büsche bewegten sich und rauschten heftig — das Weib war flüchtig wie ein Reh, elastisch hoben sich ihre Fußspitzen vom weichen Moose des Burgberges. Sie floh aus dem Bereiche der Ruine abwärts — Leonhard sah sie vor sich hereilen — er ereilte sie nicht — sein Gepäck, sein Gewehr blieben am Gezweig hängen, hemmten auf Augenblicke seinen verfolgenden Lauf — jetzt sah er die Fliehende noch einmal

— jetzt — stand sie an der Oeffnung der Harzburg-Höhle — jetzt schwand sie, so schien es, in diese hinein. Zwei Augenblicke später stand auch Leonhard vor dem gähnenden Grottenschlunde. Sollte er folgen? — Er folgte, rasch, unverweilt, Dämmer umgab ihn eine Strecke lang, dann tiefe Nacht, tiefe Stille. Nur das fallende Wasser, das den Tropfsteinzacken der Höhle abrieselnd in gemessenen Pausen auf den Boden schlug, war hörbar — sonst nichts außer Leonhards heftiges Athmen. Ohne Licht war nicht weiter zu dringen — die Höhle war verrufen seit grauer Zeit; schon vor mehr als achzig Jahren hatte Georg Henning Behrens in seinem „Curiösem Harz-Wald" dieser Höhle gedacht, als tief und lang, mit vielen Irrgängen versehen. Offenbar hatte heidnischer Cult diese Gänge in dem Berge gewählt, der ein Fanum trägt; daher die spätere Sage aus alter Ueberlieferung die unerwiesene Krodo-Verehrung mit jenem Berg- und Hain-Heiligthume in Verbindung brachte. Ohne Licht war nicht weiter vorzudringen, und selbst mit Licht wäre ein solches Vordringen einem einzelnen Manne zu widerrathen gewesen.

Nach einem völlig fruchtlosen Betasten der naßkalten Steinwände, nach nochmaligem Lauschen in die nachtüberhüllte Tiefe des Höhlenganges murmelte Leonhard ein „Verdammt!" durch die Zähne, und tappte sich wieder nach dem Eingange, der ihm wie ein kleiner Stern entgegenschien. Draußen stand er nun — wie aus einem Traume erwachend, und fragte sich: „Was war das alles? Was befing mich? Ich habe doch wohl geträumt. War das die Harzburg-Jungfrau? Nein, sie war wahrhaftig nicht diese, sie trug kein Schlüsselbund, sie schien auch nicht auf eine Erlösung durch mich zu hoffen. — War es eine Elfe aus dem Elfensteine da drüben? Dazu war die Erscheinung viel zu massenhaft, zu

körperlich — es war ein Weib von Fleisch und Blut. Ihre Hände waren warm, ihr Busen war voll, ihr Auge blitzte Feuer. Aber was hatte sie mit mir, wenn es ihr nicht, wie einer gewöhnlichen Zigeunerin, um Lohn, um Geld zu thun war? Und endlich — wie kann sie in der Höhle sich lange bergen? Ist eine Menschen-Wohnung in diesem Berges-schoose?" „Wenn ich nun", sagte Leonhard zu sich: „heute nicht nach Goslar ginge, wenn ich hier in Harzburg übernachtete, wenn ich dem Geheimniß, dem seltsamen Räthsel nachspürte?"

Es war noch nicht spät, zwischen fünf und sechs Uhr, eine Stunde und darüber blieb es noch hell. Leonhard beschleunigte seine Schritte, trat in ein Gasthaus des Ortes ein, that als komme er geraden Weges von Ilsenburg herüber, fragte dieß und das und auch ob man in der Gegend Zigeuner verspüre? Diese Frage ward ihm verneinend beantwortet. Ob es weit sei hinauf zur Harzburger Höhle? Ob er wol zwei „Männer" als Führer mit Licht und sonstigem Zubehör gegen gute Vergütung erhalten könne? Dieß ward bejaht, aber die sehr nahe liegende Frage daran geknüpft, was denn der Herr in der Höhle zu schaffen habe? — Denn damals waren die zum Vergnügen oder zu Zwecken wissenschaftlicher Forschung Reisenden in deutschen Binnengebirgen noch ziemlich seltene Erscheinungen. Höchstens wurde der Brockengipfel aus „Curiosität" erklettert, ein Herr von Seckendorf besang den Inselsberg. Nur die Schweiz war so glücklich, häufiger bereist zu werden.

Jener an ihn gestellten Frage im Wirthshause zu Harzburg-Neustadt antwortete Leonhard: „Ich bin Mineralog, ich suche Steine und Erze."

„Da wird der Herr in der Harzburghöhle nichts finden — ja Steine wol, aber Erze nicht," wurde eingewendet.

„Mein Vetter ist ein Apotheker," versetzte Leonhard spöttisch. „Er braucht fossiles Einhorn, und das findet sich droben in der Höhle. Wenn er Zweihorn brauchen könnte, könnt' ich des Steigens Mühe freilich sparen." —

Die „Männer" die als Führer und Träger dienen sollten, stellten sich, zur Höhlenwanderung gerüstet, ein; Leonhard bestellte für sich gutes Abendessen und Nachtlager, und trat die neue Fahrt an. Im Hinaufsteigen fragte er seine Begleiter über vieles aus; sie erwiesen sich ebenso Gegend- als Vorzeitsagenkundig. Einer wußte dieß, der andere das. Der dem Burgberge jenseits des Radauthales gegenüberliegende vorspringende Kopf heiße der Papenberg (Pfaffenberg), weil vordessen ein Heidentempel droben gestanden habe, und die Wohnung der heidnischen Pfaffen ebenfalls darauf befindlich gewesen sei. Auf dem Elfensteine sei es gar nicht geheuer. Es spuke dort mächtig. Von Elfensteine steige man auf einem schmalen Rücken noch höher zur „alten Schlewecke," darauf habe eine Raubritterburg gestanden. Auf dem Sachsenberge hätten die Sachsen ihr Heerlager gehabt, als sie gegen den Kaiser Heinrich IV. kämpften und ihm die Harzburg nahmen, brachen und von Grund aus zerstörten.

Allmählich fragte Leonhard nach der Höhle, ob sie weit in die Tiefe sich ziehe? Ob sie Menschen zum Aufenthalte diene? Da erfolgte, was so häufig bei derartigen Unterredungen zu erfolgen pflegt — die Führer hatten von einander abweichende Absichten; was einer bejahen zu können glaubte, das stellte der andere in Abrede. Einer behauptete, die Höhle sei nur zwanzig Schritte lang, der andere, sie sei unermeßlich tief. Vor Zeiten hätten auch Leutlein darin gewohnt, die

man Zwergwichteln genannt habe, wie in der Höhle bei Scharzfels ebenfalls; seit aber die Menschen so böse geworden, und seit man drüben in Ocker die vielen Poch- und Hammerwerke angelegt habe, seien sie aus der Gegend entwichen und gebe jetzt keine mehr. „Narrenspossen!“ widerstritt der Andere. „Abergläubische Alfanzereien! Spitzbuben haben sich darinnen aufgehalten, so wie in der alten Burg, auf deren Platz vordem auch ein Forsthaus stand.“ — Nach allerlei hin- und herreden ergab sich, daß weder der eine noch der andere „Mann“ von Harzburg jemals sich in die Höhle, die dicht über seinem Geburts- und Wohnorte lag, gewagt habe.

Erreicht war nun der Eingang, die Lichter wurden angezündet, die Höhlenfahrt begann — und endete überraschend bald, um so überraschender für Leonhard, da sich die alten Nachrichten von großer Tiefe und von Irrgängen sogleich als erfabelt zeigten — einige zwanzig Schritte Tiefe, einige Stalaktiten, geringe Trümmer von Gebeinen vorsündfluthlicher Thiergeschlechter — das war alles, was sich fand. Kein Seitengang, kein Schlupfwinkel, kein Gedanke daran, daß ein Mensch tiefer dringen könne, als vor einer Stunde Leonhard bereits ohne Licht gedrungen war. Wäre die weibliche Erscheinung in der Höhle gewesen, so mußte Leonhard auf sie treffen — sie war also verschwunden, rein verschwunden, das Räthsel für ihn war größer wie zuvor, und beschäftigte lange Leonhards Gedanken, ehe der Schlummer ihn fand.

3.

Die Professoren.

Nachdem im Hause, wie im Herzen des Professors die unangenehmen und die schmerzlichen Empfindungen, welche des jüngeren Leonhard schneller und völlig undankbar, auch unbesonnen erscheinender Weggang erregt hatte, gestillt und allmählich in den Hintergrund getreten waren, ging im erwähnten Hause alles eine Zeit lang den gewohnten Gang. Der Professor las seine zahlreichen und zahlreich besuchten Collegia, besuchte seine Kranken, wurde von Hülfebegehrenden, die vom Lande zur Stadt kamen, oft förmlich umlagert, und widmete einen Theil der ihm übrig bleibenden Zeit mit Hülfe des alten Leonhard der Bereitung von Farben, aus der ihm, da er die Art und Weise dieser Bereitung geheim hielt, und die Farben allzumal als chemische Präparate sich auf das preiswürdigste darboten, auch alle anderen ähnlichen Fabrikate weit hinter sich zurückließen — eine Quelle großen Reichthumes floß. Da aber in Helmstädt selbst niemand von dieser Farbenbereitung sonderlich etwas erfuhr, und alle Absatzwege derselben nach auswärts, vornehmlich nach Holland gingen, so blieb die einmal verbreitete Volksmeinung, daß der Professor Gold machen könne und dessen auch zur Genüge mache, im Volke lebendig, denn das Volk glaubt alles, was es sich selbst einredet, oder was ihm eingeredet wird. Wo richtige Kenntniß fehlt, fehlt

auch das richtige Urtheil. Daher glaubt es noch immer an geheime wunderbare Kräfte der Natur in einem ganz anderen Sinne, als in welchem die Wissenschaft an solche Kräfte auch glaubt; es geht über die Natur hinaus mit seinem Glauben, und hält das übernatürliche für wahr und möglich. Daher der Glaube an Sympathie, an Segensprechung, an Wunderkuren, an Traumdeutung, an magische Kraft von Pflanzen, Thieren, Steinen und Metallen, ja selbst an Gestirne, absonderlich an des Mondes Heilkraft und eigenthümliche Wechselwirkung günstiger und ungünstiger Phasenzeiten und Stunden auf Aussaat und Aernte, auf Heil und Unheil.

Auch die geselligen Beziehungen wurden von Seiten des Professors unterhalten und fleißig fortgepflegt, und ob derselbe sich zwar in der Rolle eines geheimnißvollen Sonderlings einigermaßen zu gefallen schien, gehörte er doch, und dieß fanden die Frauen noch mehr heraus, als die Männer, zu jener ziemlich seltenen Species des Geschlechtes der Sonderlinge, zu den liebenswürdigen. Am Krankenbette voll theilnehmendster Sorgfalt, Diagnostiker wie wenige, Freund einfacher Benutzung des Arzneischatzes, nie zwecklos an Kranken herum probirend, und über dem Bestreben, die Krankheit kennen zu lernen, den Kranken hinopfernd, sicher, ja fast unfehlbar in der getroffenen Wahl seiner Heilmittel, schwer Leidende mit milder Tröstung der christlichen Religion und dem Hinweis auf ein besseres Leben aufrichtend — war der Professor allbeliebt und nur von wenigen nicht anerkannt. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Helmstädter Collegenschaft anders beschaffen oder geartet gewesen sei, wie andere Collegenschaften an anderen deutschen Hochschulen. Man kennt die zärtliche Liebe, die Aerzte gegen einander hegen, man kennt die christlich brüderliche Eintracht der Theologen, die gegenseitige Nachgiebigkeit der

Philosophen und die freudige Anerkennung, die einer dem Systeme des anderen zollt — nur die zum Streit berufenen, die Juristen, die Anwalte, sind wirklich einig, weil — zu einem Streite mindestens zwei gehören, und bei Processen auch der Verlierende dennoch gewinnt.

Der liebste Freund des Professors war und blieb immer sein „Lorenz Florenz", wie er ihn stets scherzend nannte, der noch jugendlich strebende Enkel des berühmten Heister, der Chemiker L. F. Friedrich von Crell. Was der Großvater dem Professor Gutes erzeigt, vergalt dieser am Enkel redlich und dankbar; er weihte letzteren ein in die Geheimnisse der Chemie, deren Morgen damals leuchtend anbrach und dieser Wissenschaft eine glänzende Zukunft verkündete. Gar manches Experiment vermochte Crell in seinem „chemischen Archive" mitzutheilen, das er dem älteren, treu berathenden Freunde und dessen selbstgemachten Erfahrungen im Laboratorium dankte.

Nach Lorenz von Crell waren es Henke, Carpzow und Karl Friedrich Häberlin, mit denen der Professor gern verkehrte, diese berühmten Männer der Wissenschaft und Zierden der Hochschule von Helmstädt. Aber auch die übrigen Professoren waren ihm mehr oder minder befreundet, wenn sie auch nicht gerade von den Spott- und Schimpfnamen erbaut waren, deren ihr College sich bisweilen gegen diejenige Klasse von Gelehrten bediente, deren Signatur die Anmaßung und der hochtrabende Dünkel war. Auf solche loszuhämmern und sie mit der Lauge des unbarmherzigsten Spottes zu übergießen, gehörte zu den Schwächen des Professors, aber auch zu seinen Lebensfreuden, zumal seine Erfahrung und seine Wissenschaft ihm Waffen in die Hände gaben, denen die neue und jugendliche Weisheit der dünkelvollen Anmaßlinge nicht gewachsen war.

Die Collegenschaft des Professors zählte außer den bereits genannten und dem Orientalisten Christian August Bode, auch einem Freunde, noch folgende mehr oder minder im Reiche der Wissenschaften hervorglänzende Namen auf: Professor Alexander von der Hardt, Sohn oder Enkel des berühmten Propstes Hermann von der Hardt, der als Orientalist zu Helmstädt gelehrt und mehrere Werke herausgegeben hatte; Professor J. C. Velthusen, Professor Eisenhart, Professor Frick, Professor G. F. Capell, der Professor der Beredsamkeit, Johann Christian Wernsdorf, Professor Ferber, Professor Gottlieb Benedict von Schirach, welcher letztere jedoch zur Zeit nicht mehr in Helmstädt, sondern als dänischer Etatsrath zu Altona lebte. Er hatte sich aber durch die Herausgabe zahlreicher gelehrter Schriften einen ehrenvollen Namen gemacht, und war der Julio-Carolina unvergessen, besuchte bisweilen auf Reisen seine lieben alten Heimathorte, sein Halle, wo er des theologischen Seminars Inspektor gewesen war, sein Helmstädt, wo er Philosophie gelehrt und sein Leben Kaiser Karl VI. geschrieben hatte, ein Werk, das ihm das Adelsdiplom verschaffte.

Es war ein heiterer Sommernachmittag und ein festlicher Anlaß, der in des Professors Hause wieder einmal eine Anzahl von Gästen versammelte. Drei Freunde, die von auswärts zum Besuche nach Helmstädt gekommen waren, gaben diesen Anlaß; es waren der so eben erwähnte Etatsrath von Schirach aus Altona, der Professor der Naturlehre, Mathemathik und Geometrie, Hofrath und Geheimer Justizrath Abraham Gotthelf Kästner, und der Professor der Mathematik und Experimentalphysik Georg Christoph Lichtenberg, königlich großbritannischer Hofrath, beide aus Göttingen ge-

kommen, und beide berühmt genug, als daß es ihres besonderen Lobes bedürfte.

Diese angesehenen und angenehmen Besuchenden vereinte der Professor bei sich mit seinen liebsten Freunden Häberlin, Crell, Carpzow, Bode, Henke und andern, aber diesesmal befand sich die Gesellschaft, die blos aus Männern bestand, nicht in den Zimmern, sondern in dem Gartensaal, an welchem unmittelbar eine schöne, geräumige Grotte von Tuffstein mit einem kleinen Springquell sich befand, deren Wölbung und Wände mit mancherlei großen und kleinen Muschelgehäusen, mit Madreporen und Milleporen, Stalaktiten, Ammonshörnern und zahlreichen Verkleinerungsspiegeln ausgeschmückt war, auch bewachsen und umrankt von allerlei Sedumarten, Saxifragen, Cactus und der gern die Steine mit zartem Blätterwerk und lilafarbigen Blümchen überspinnenden Linaria Cymbalaria.

Die Herren hatten Kaffee getrunken, ja manche setzten dieß Geschäft immer noch fort; jene, denen es unmöglich war, ohne Rauchqualm zu leben, fanden im Garten ein Seitenwinkelchen, wo sie als gehorsame Sclaven der Göttin Nicotiana ihre von stinkenden Negern zubereiteten und mit Höllenbrühen gebeizten Blätter zum Brandopfer darbrachten — aber dieß nicht thun konnten, ohne bis in dieses Winkelchen vom schonungslosen Spotte des Gastgebers verfolgt zu werden. Die bejahrteren Freunde gesellten sich um den Professor und sprachen, mit Ausnahme Kästners, den Flaschen zu. Der kleine verwachsene Lichtenberg, ein heiterer Fünfziger, ließ die Feuergarben seines unerschöpflichen Humors fort und fort sprühen, und der hochbetagte Kästner, schon in den siebenziger Jahren, durchblitzte sie mit dem Brillantfeuer schlagender, in epigrammatischer Kürze hingeworfener Gedanken.

Der nicht große Kreis der unbedingt rauchen zu müssen Glaubenden vertiefte sich kannegießernd in die Tagespolitik, deren Besprechung ohne Dampf und Nebel nicht gedacht werden kann, denn sie benebelte Hirn und Gedanken und was heute in ihrem Bereiche als dringend nothwendig, unvermeidlich, unausbleiblich, zuversichtlich und unzweifelhaft von Meer- und andern Schaumköpfen ausgedampft und verkündigt wurde, das war andern Tages keineswegs nothwendig, sondern vielmehr überflüssig, war völlig vermieden worden, war gänzlich ausgeblieben und nicht eingetroffen, hatte als Lüge sich erwiesen oder erschien doch mindestens außerordentlich zweifelhaft. Gleichwohl war es nicht an der Zeit, gleichgültig gegen die großen Bewegungen der Gegenwart zu bleiben, die alle politischen Kreise mit einer Fülle von Besprechungsstoffen versorgte. Die Blitze der Revolution Frankreichs leuchteten grell über den Rhein herüber; ihre Donner weckten langnachhallendes Echo an Deutschlands schwülem Himmel. Die Fluth der Emigranten hatte sich vor einigen Jahren schon über Deutschland ergossen, sie hatte an den deutschen Höfen mächtig gewühlt, sich gegen die maßlose Umwälzung in Frankreich zu erklären, und dieser Erklärung mit den Waffen in der Hand eine gewichtige Folge zu geben. Frankreich vernichtete das monarchische Princip, stellte das Volk als Herrn an die Spitze, und nöthigte seinem schwachen Könige ein nachgiebiges Zugeständniß nach dem andern ab. Das jenseits des Rheins gegebene Beispiel drohte verderbliche Nachahmung in Deutschland zu finden und die Machthaber konnten nicht anders, wollten sie nicht gleicher Schwäche sich theilhaft zeigen, als das Königthum zu schützen und zu stützen. Mehr als in irgend einem andern deutschen Lande mußte es die Bewohner des Herzogthums Braunschweig erregen, daß ihr Landes-

herr zum Oberfeldherrn der vereinigten Mächte Oesterreich, Preußen und Hessen ernannt, deren vereinigte Heere gegen Frankreich geführt, und in die Revolution Frankreichs mit kühnem Muthe den Blitz seines drohenden Manifestes geschleudert hatte. Welchen mannigfaltigen, widerstreitendsten Urtheilen unterlag damals nicht jenes berühmte, gewaltige Manifest, dem nichts fehlte als ein besserer Erfolg! Die Freunde des Aufruhrs und der Empörung, die nur allzugern auch über Deutschland die Blut- und Feuertaufe der Revolution herbeigeführt hätten, traten es mit Füßen, denn nach ihrem Sinne war der Inhalt nicht, der den schmachvoll behandelten König von Frankreich und seine Familie in volle Freiheit der Ausübung seiner Königsmacht wieder einzusetzen verlangte, Rückkehr zur Ordnung, zur Treue, zum Gehorsam forderte, die Rebellen mit harter Ahnung und die tollgewordene alte Babel Paris mit Vernichtung bedrohte. Das war zu viel und zu stark für jene, die in ihrer wahnsinnigen Verblendung Menschenrechte mit Henkerrechten und die Freiheit mit strafloser Mordsucht verwechselten. Und doch war die Sprache des Herzogs von Braunschweig das Deutsch, das zu allen Zeiten, aber nur mit mehr Nachdruck mit Frankreich hätte gesprochen werden sollen; mindestens war es verständlich genug, um nicht mißverstanden werden zu können.

Jeder Tag brachte neue Nachrichten von den Kriesschauplätzen; gegen ein fanatisirtes Volk, das zu eitel Tigern und Hyänen geworden war, das in fünf Septembertagen viertausend der Seinen mit Kannibalenwuth hinschlachtete, hatten die deutschen Krieger nicht Stand halten können, denn keine Begeisterung führte sie gegen den Feind, während ihnen der entflammteste Patriotismus entgegenstürmte.

Schon ging die Rede davon, daß der Herzog von Braunschweig den Oberbefehl niederlegen und sich vom Kriegsschauplatze, auf dem er nicht, wie 1788 in Holland, als Sieger stand, zurückziehen werde. Manches Herz, das nicht theuern im erfolglosen Kampfe gegen Frankreich gebliebenen Landeskindern nachblutete, schlug hoffend und sehnsuchtsvoll den heimkehrenden einheimischen Kriegern entgegen. —

Gottfried Leonhard war vom Glück begünstigt worden, er hatte sich rühmlich ausgezeichnet und sein Name wurde unter denen genannt, die unversehrt zurückkommen würden. Seine Brust schmückte ein ehrendes Feldzeichen.

Jener engere Kreis, der sich um die gefeierten und ausgezeichneten Gäste zog, gab sich, ohne des Weh's der Zeit zu gedenken und ohne dem Gespräche eine politische Färbung zu verleihen, in rosigster Laune der jovialsten Heiterkeit hin, die sich keineswegs in den Schranken feiner Scherze allein hielt, vielmehr häufig derb und drastisch ausblühend, oft erschütternd homerisches Gelächter weckte. Man neckte und ließ sich necken, zog auf und wurde aufgezogen, und jener Ernst der Zierden ihrer Katheder ward ganz und gar abgelegt, wie mancher seine Haarbeuteltour ablegte, dem sie nicht angewachsen vom schelmischen Nacken baumelte, um das jocose Haupt freier bewegen zu können.

„W i e viel Sammlungen habt Ihr eigentlich, werther Herr Hospes?" fragte Kästner mit spöttisch lauerndem Blicke den Wirth. Dieser entgegnete rasch: „Eigentlich siebenzehn."

„Nein, es sind a c h t z e h n," versetzte Lichtenberg: „aber die achtzehte wird niemals in toto gezeigt, nur vereinzelt bekommt ihr von derselben zu h ö r e n — es sind unsers lieben Herrn Collegen zahlreiche und beliebte — S c h w ä n z e."

Alle lachten, sie wußten gleich, wohin der witzige Lichtenberg zielte.

„Selbst-Schwanz!“ entgegnete derb trumpfend der Professor. „Wer könnte die Sammlung aller hier lebenden Fuchs-, Hunde-, Ratten- und Eselsschwänze besser würdigen, als Er, der kleine große Lichtenberg, der einen so vortrefflichen Tractatum von den Sauschwänzen elaboriret und der Presse übergeben hat, und noch dazu mit sauschwanzphysiognomischen Schattenrissen?“

Diese Hindeutung auf die ärgste Verhöhnung, die der Physiognomik Lavater's je zu Theil geworden war, rief neue Belustigung hervor, während der Professor nach einem im Gartensaale stehenden Büchergestelle schritt, ein Buch demselben entnahm, es aufschlug und seinen Freunden ein Paar Blätter vor die Augen hielt, auf denen allerdings einige der geringelten Anhängsel des beliebtesten Rüsselthieres im schwarzen Holzschnitte prangten.

„Sehet, welch ein Mensch!“ rief der Professor spottend aus. „Hier ist der fünfte Band von Baldingers neuem Magazin für Aerzte, hier steht das unsterbliche Fragment von Schwänzen. Hier ringelt sich ein heroisch-kraftvoller Sauschwanz, mit hohem Schweinsdrang bei a, mit dem Schrecken Israels bei c!“

„„Recht betrachtet sehen wir eine stumpfe Alltagsnase in dieser schwungvoll gezogenen Wellenlinie sauschwänzlicher Schönheit, und einen Mund darunter, der über seine nächste Nachbarin, diese Nase, spottet!““ bemerkte Kästner.

„Und hier, gleich hinter dem physiognomischen Fragment a posteriori eines Urgenies,“ fuhr der Professor fort: „zeigt sich das Bild eines englischen Doggenschwanzes, dessen

einstiger Träger, nach unserm Lichtenberg, Cäsar war und hieß, und aut Caesar aut nihil sein wollte. —"

„„Ich sehe hinwiederum"" warf Kästner ein, „„nur den erhabenen Contur einer alten, mit Haaren bewachsenen zelotischen Schnupftabaksnase, von der Stirnwurzel bis zum Nasenflügel!"" scherzte Kästner — und die lachenden Zuhörer fanden in der That, wenn sie von der Idee eines Hundeschwanzes absahen, den Contur der Nase eines bekannten Hamburger Zeloten.

Nicht müde werdend dieses Scherzes, den die lebenden Zeitgenossen im ganzen Umfange verstanden und würdigten, deutete der Professor auf ein drittes Bild von anderem Bau und Schwung der Linie, und las vor: „Silhouette vom Schwanze eines leider zur Mettwurst bereits bestimmten Schweinsjünglings in G . . . . ."

„„Soll Guinea heißen!"" unterbrach Lichtenberg mit boshaft schlauem Augenblinzeln erläuternd.

„Ach so!" spöttelte Kästner: „ich dachte Göttingen! — Kommt mir so erstaunlich bekannt vor!"

„„Und piquant!"" warf von Schirach ein.

„Jünglings in Göttingen von der größten Hoffnung" — fuhr der Professor fort vorzulesen: „den ich allen warmen, elastischen, beschnittenen und unbeschnittenen, Genie ausbrütenden Stutzern von Mensch- und Sauheit bitterweinend empfehle. Fühlt's, hört's und Donner werde dem Fleischer, der Dich anpackt!" —

Diese verspottende Nachahmung des Lavaterschen oft hochtrabenden Phrasenstyls in dessen Physiognomischen Fragmenten verfehlte ihre Wirkung keineswegs; sie belustigte ungemein, wie sehr auch mancher der in diesem Kreise Anwesenden Lavaters treffliche Gemüthseigenschaften verehrte und willig

anerkannte. Helle Köpfe erkannten damals in Lavaters physiognomischen Bestrebungen ebenso ein geistreiches Spiel des Verstandes mit Empfindung gepaart, als später helle Köpfe in der Schädellehre und aus der ihr abgeleiteten Phrenologie ein geistreiches Spiel des Verstandes mit Scharfsinn und Phantasie gepaart, erkannten. Alles Dinge für Leute, die viele Zeit übrig haben, sich mit dergleichen zu befassen und abzugeben. Daß das physiognomische System witzigen Gegnern zur Zielscheibe für die Pfeile ihrer Spottsucht diente, war ganz natürlich.

„Hier kommt nun eine Gruppe unserer Landsleute!" rief der Professor vergnügt aus, indem er ein viertes Bild vorwies. „Einige Silhouetten von unbekannten, meist thatlosen Schweinen."

„Unserer?" rief Kästner sarkastisch. „Ihr wollt sie doch nicht ausschließlich für Euch in Anspruch nehmen? Ich meinestheils meine, Freund Lichtenberg habe unsere, Göttinger nempe — gezeichnet. Es ist eine Gruppe Kritiker, allerdings unbekannter, weil sie verkappt wedeln, und meist thatloser, weil sie zu jeglicher Hervorbringung eigener Geisteswerke zu impotent, immer nur die Werke Anderer berüsseln und in den Schlamm ihrer Sauheit eintunken."

„„Hört die Erläuterung!"" bat der Professor, und las dann: „a) schwach arbeitende Thatkraft, b) physischer und moralischer Speck, c) unverständlich, entweder monströs oder Himmelsfunken lodernder Keim, vom Wanderer zertreten." — Allgemeines schallendes Gelächter folgte dieser überschwänglichen und dabei mit Absicht sinnlosen Phrase. „d) vermuthlich verzeichnet, sonst blendender, auffahrender Eberblitz."

Neues Gelächter — in diesen wenigen Worten war Lavaters Manier, die Mängel der Zeichnungen und Kupferstiche

zu seinen Physiognomischen Fragmenten selbst zu kritisiren, treffend angedeutet.

„e) verstümmelt — f) Kraft mit Speck verthatloset."

„„Ihr müßt das Sauschwänzel c einmal umgekehrt betrachten!"" rief Kästner: „so wird Euch das physiognomische Fragment eines höchst tiefsinnigen Antlitzes mit über den Augen weit gewölbt vorspringenden Stirnknochen erkennbar, und darunter die spitze Nase eines eingebildeten Tiefdenkers Euch entgegenfunkeln, die, in Burgund weit mehr zu Hause, als in Deutschland —"

„„Dennoch —"" unterbrach Lichtenberg: „„jedem deutschen Buche Inhalt und Gehalt scharf beurtheilend anwittert — ohne es je zu lesen.""

Der Professor lächelte und sprach mit heiterer Miene:

„Euch geschieht ganz recht, warum schreibt Ihr Bücher! Ich lasse das bleiben und befinde mich wohl dabei. — Jetzt noch ein Bild" — fuhr er fort, und indem er es aufschlug und vorwieß, recitirte er aus Goethes Faust:

„Das sind die Kleinen
Von den Meinen."

„„Acht Silhouetten von Burschenschwänzen,"" erläuterte Lichtenberg.

„Haarbeutel und Zöpfe!" rief von Crell: „stets der Burschen Freude, nota bene inwendig."

„Erklärungen. D. 1. Ist fast Schwanzideal. Germanischer eiserner Elater im Schaft; Adel in der Fahne, offensiv liebende Zärtlichkeit in der Rose; aus der Richtung fletscht Philistertod und unbezahltes Conto."

So ging es weiter, oft von Gelächter, oft von witzigen Zwischenreden unterbrochen. Jedes Wort dieser Abhandlung Lichtenbergs war ein versteckter Geiselhieb auf irgend eine be-

kannte Persönlichkeit; völlig klar den Mitlebenden, den Nachkommenden ohne Erläuterung kaum verständlich.

„So weit über selbstgekrönte Haarbeutel als Heiligenglorie über Nachtmütze —" lautete eine Stelle, die zu denken gab. Köstlich war der Schlußsatz, der das academische Zopfthum nicht einer, sondern aller deutschen Hochschulen kennzeichnete und verspottete:

„Sechs solcher Schwänze in einer Stadt, und ich wollte barfuß deine Thore suchen, du Gesegnete, die Schwelle deines Rathhauses küssen und mich glücklich preisen, mit meinem eigenen Blut unter die Zahl deiner letzten Beisassen eingezeichnet zu werden."

Als Anhang wieder ganz in Lavaterscher Weise und diese höhnend war noch eine Reihe von Fragen bezüglich der letzten Bildgruppe gestellt, so unter anderen:

Welcher ist der kraftvollste?

Welcher hat am meisten Thatstarrendes?

Welcher hat den Freitisch?

Welchen könnte Goethe getragen haben?

Welchen würde Homer wählen, wenn er wiederkäme?

Hetzt aber nur euer Thema nicht zu Tode, verehrteste Herren und Freunde!" rief, fast nicht mehr lachen könnend, Henke aus.

„Ist schon geschehen!" entgegnete Kästner. „So eben sind wir am Schwanze, will sagen am Ende der unsterblichen Abhandlung angekommen." Dabei schenkte er sich die sechste oder siebente Tasse Kaffee ein, sog mit Behagen den würzigen Dampf in sich und fragte, gegen den Professor gewendet:

„Saget, verehrtester Freund und Gönner, woher bezieht Ihr diesen trefflichen Kaffee, und wie theuer kauft Ihr denselbigen?"

„„Gewiß aus gleicher Quelle, und nicht theurer, wie Ihr, mein theuerster Herr College!““ war die schnelle Antwort. „Aus Bremen.“

„„Jaja““ — bestätigte schlürfend Kästner: „es ist ächter Martinique. Einhundert Bremer Pfund kosten mich in Golde zweiunddzwanzig Thaler und dreiunddreißig Mariengroschen. Ein hannöverisches Pfund kommt mich auf sieben und einen halben Mariengroschen Kassageld, oder acht Mariengroschen Gold. Beim Centner sind für Matten und Sack gerechnet ein halber Thaler Gold.“

„„Ach, was Ihr sagt!““ spöttelte der Professor. „Der Sack allein gehört zum Kaffee, die Matten gehören zum Weinfasse.“

„„Bei Euch mag sich's also verhalten?““ — entgegnete Kästner.

„Es kommt also extra ein Pfennig mehr auf das Pfund“ — hatte der Mathematiker Lichtenberg ausgeklügelt, und sprach es auch aus, und dahin wollte gerade Kästner, denn mit höchst ernsthafter Miene fügte er hinzu: „Allerdings, wenn man nicht rechnet, daß man den Sack auch in Göttingen brauchen kann.“ — „„Richtig!““ fuhr Lichtenberg auf: „Um den Tag hineinzutragen!“ Neues allseitiges Gelächter. „Oder zum Bußethun in Sack und Asche, wie sich's Euch ziemte!“ rief Henke. „Mäuse hinein zu jagen!“ scherzte Crell. „Ihn um die Lenden zu legen, wie Jacob,“ gab Bode dazu. „Mit Sack und Pack davon zu gehen, wie unser Schirach that!“ rief der Professor und das Gelächter wurde so laut und anhaltend, daß auch die Politiker ihre Meerschaumköpfe ausklopften, ihre Gespräche endeten und auf die Freudenquelle der Lustigkeit zuschritten.

4.

Der Flötenbläser.

Die heitere Stimmung, in welche die befreundeten Professoren sich versetzt hatten, theilte sich endlich allen Anwesenden mit, auch den ernsthaftesten, die aus den gefahrdrohenden Gestirnständen am politischen Himmel so gern den Weltuntergang prophezeihten, jenen permanenten Schwarzsehern, deren Art nie ausstirbt, und die stets, wenn eine von ihnen als höchstunheilbringend vorausgesagte Staatsaction statt zu einer Schicksalstragödie zu werden, zur Larifariposse geworden ist, ein neues Thema mit Eulengeschreibegleitung abzuspielen beginnen, das wiederum ein verkehrtes und unvorhergesehenes Ende nimmt.

„Bleibt uns nur mit der politischen Windmühlenflügelei vom Leibe!" rief einer aus der Gesellschaft. „Hört ihr nicht, wie sanft unseres Hospes Aeolusharfe tönt!"

„Ungleich reinere Klänge, als alle die vom Winde hergeblasenen Dissonanzen!" bestätigte Lichtenberg.

In der That entströmte der Tuffsteingrotte, in welcher versteckt in einer Spalte eine Windharfe angebracht war, der reinste Klang in einer reichen Harmonienfülle.

„Ihr müßt das Ding gut kennen, Ihr habt ja darüber im Zweiundneunziger Göttinger Taschenkalender etwas drucken lassen!" rief einer der Anwesenden Lichtenberg zu, und dieser

entgegnete: „Allerdings, es ist für Physiker ein sehr beachtungswerthes Instrument. Ich versuchte in Kürze nachzuweisen, daß wir die Erneuung und Wiedereinführung der Aeolusharfe, deren vorgeblicher Erfinder der berühmte Jesuit Athanasius Kircher gewesen sein soll, dem englischen Dichter Pope verdanken, der das Instrument gleichsam für sich erfand, gestützt auf eine Wahrnehmung des berühmten Auslegers Homers, Eustathius, Bischof von Thessalonich, der einige Jahre vor Kircher gelebt hat."

„„Wenigstens ist er"" — warf der Kirchenhistoriker Henke mit trockenem Humor ein: „fünfhundertundsechsundachtzig Jahre vor Athenasius Kircher verstorben."

„„Ein schottischer Cellovirtuose, Oswald, hörte von Pope des Eustathius Aeußerung, der an irgend einer Stelle sagt, daß der Wind, wenn er auf bespannte Saiten stieße, harmonische Töne erzeuge, machte mit Pope verschiedene Versuche, die lange mißglückten, endlich aber doch glückten, und so war die Aeolusharfe aufs neue erfunden.""

„Sollte nicht diese Theorie den Mechaniker Vaucanson auf die Idee zur Anfertigung seines Flötenbläsers gebracht haben?" warf Häberlin die Frage auf: „Unser musikalischer Freund Lichtenberg wird uns das gewiß sagen können!"

„Spötter!" entgegnete Lichtenberg: „Ich verstehe von Musik wenig, es geht mir, wie dem Flötenbläser, ich kann zwar kein Instrument spielen, aber gut pfeifen, und davon habe ich schon beträchtlichen Nutzen gezogen."

Die Erwähnung des Flötenspielers, dieses bewunderungswürdigen Automaten, weckte bei einer Anzahl der versammelten Freunde die Erinnerung an jene vor einigen Jahren im Abendkreise des Professors zugesicherte, aber in dem ganzen mittlerweile verflossenen Zeitraume nicht zur Erfüllung gekom-

menenen Verheissung, das Kunstwerk zu zeigen, und der Eigenthümer sah sich sofort angegangen, jetzt das so lange gegebene Versprechen zu erfüllen, wozu er denn auch mit Freuden bereit war, und die Freunde aus der Grotte wieder nach dem Gartensaale zurückführte. Eine Thüre vor einer Nische im Gartensaale schob sich auf den Wink des Professors von verborgener Federkraft getrieben in die Wand, und der Flötenbläser stand vor den Augen der überraschten Freunde fast lebensgroß, mit dem würfelförmigen Fußgestelle fünf und einen halben Schuh hoch.

Der Flötenspieler machte eine ehrerbietige Verbeugung, erhob seine hölzernen Arme und setzte mit Anmuth seine in den Händen haltende Flöte an seine hölzernen Lippen. Alles wurde still, alles lauschte, das Spiel begann, rein, volltönig, wohllautend, zum Erstaunen hinreissend.

„Ein Tausendsassa, Euer Flötenbläser!“ rief Kästner, als das erste Stück zu Ende gespielt war, dem niemand mit mehr Entzücken lauschte, als der glückliche Besitzer des werthvollen Kunstwerkes. „Wie er sich, ganz wie die lebendigen Flötenspieler, mit selbstzufriedenem nicken begleitet, auf jeden besonders schönen Ton durch einen Nicker Accent legt, und mit dem Leibe wackelt, trotz der Mara, wenn sie ihre berühmte Arie: mi paventi singt — die er uns so eben vorgeblasen.“

„„Und kein Orgelwerk im Kopfe,““ wie so viele unserer Katheder-Virtuosen,“ spöttelte Lichtenberg. „Alles wirklicher Wind, Einblasen in die Flöte, Bewegung der Zunge, kunstgerechte Löcherbedeckung mit den Fingern — es fehlt nichts, als daß er sein Instrument nicht auch mit einem seidenen Facinettlein abwischt, und ein selbstgefällig entzücktes Gesicht schneidet.“

„„„Es ist ein kapitaler Bursche, dieser Kammervirtuose!““ belobte Carpzow.

„Ich bleibe bei meiner, schon früher ausgesprochenen Ansicht,“ äußerte Häberlin; „nichts schöneres, als eine solche Hof-Kapelle! Kein Künstlerdünkel, kein Neid, keine Faulheit, die höchste Mäßigkeit, die größte Bescheidenheit bei unabläugbarem Verdienst; bleiben bei der Stange, bei ihrem Instrumente, sitzen nicht in Wein- und Bierhäusern, politisiren, kannegiesern und raisonniren nicht, trinken nicht, rauchen nicht, schnupfen nicht, karten nicht, leben außerordentlich gesittet, sind wahre Zierden der menschlichen Gesellschaft!“

„„Da fällt mir wieder ein,““ — nahm von Crell das Wort: „daß einmal von einer Satyre die Rede war, die uns unser gütiger Freund mitzutheilen versprochen, aber bis dato noch nicht Wort gehalten hat. Heute wären Ort, Zeit und Stimmung wol die passenden, uns alle neben diesen trefflichen Rhein- und anderen Weinen damit geistig zu erquicken.“ —

„„Was kann uns eine veraltete Satyre frommen, zumal, wenn man deren Urheber nicht kennt?““ — versetzte der Professor, indem er listig lauernde Blicke auf Kästner und Lichtenberg warf. „Sollte sich der Herr Verfasser etwa unter uns befinden, denn nimmermehr glaube ich an die Autorschaft des Unterschriebenen Degodet, Professor der Mechanik in Geneve, so dürfte ihm vielleicht die Mittheilung seiner Arbeit nicht ganz erfreulich sein? Wie?“ —

Die beiden anwesenden Humoristen verzogen keine Miene bei dieser Frage, ebenso wenig Häberlin, aber Schirach nahm das Wort nnd sprach: „Eine gute Satyre darf nie schimmeln. Der Hammer, der einmal den Nagel auf den Kopf getroffen, kann ihn zu jeder Zeit wieder treffen; habt Ihr etwas anziehendes von dieser Art, so theilt es mit, wir werden aufmerk-

same Hörer des Wortes sein." Andere Anwesende stimmten dem Sprecher bei, und man nahm hörbegierig Platz auf den Stühlen des Gartensaales.

Der Professor füllte mit eigener Hand die Gläser seiner lieben Gäste aufs neue, winkte dem in ehrerbietiger Entfernung der Befehle harrenden alten Leonhard, eine frische Flaschenbatterie aufzufahren, und entnahm dem Büchergestell ein Heft, was schon einige Spuren der Veraltung zeigte.

„Ich füge mich dem Wunsche meiner hochverehrten Gäste," nahm der Professor das Wort: „nur möge mir erlaubt sein, manches die Bescheidenheit des Empfängers dieser geistreichen Zuschrift zu sehr anrührende Wort zu unterdrücken, und manchen allzubreit ausgesponnenen Satz zu überspringen. Es sind ganz die Gedanken, die Freund Häberlin aussprach, nur auf andere Kreise der Gesellschaft ausgedehnt. Ich empfing diese Zuschrift bald nachdem ich mich in den Besitz der Vauconsonschen Automaten und mehrerer von Droz gesetzt hatte — dieß erläutert manches vom Inhalte, der in der That die Eigenschaft hat, noch heute, nach siebenundzwanzig Jahren, zu passen, und nach dreimal siebenundzwanzig Jahren zuversichtlich auch noch passen wird, denn wie auch die Zeit mannichfaltig umgestaltend über den Erdkreis schreite, die Menschen bleiben sich gleich unter allen Verhältnissen und zu allen Zeiten. Als Ouvertüre aber soll unser Flötenbläser uns noch ein zweites seiner schönen Stücklein zum Besten geben."

Die automatische Figur verneigte sich, durch einen verborgenen Federdruck angelassen, aufs neue vor der Gesellschaft, erhob die Hände mit der Flöte, und blies die Melodie einer Opernarie mit Geschmack und Rundung.

„Das war ja ein altfranzösisches Tonstück!" rief, als der Flötenbläser geendigt hatte, Schirach aus. „Bläst er keine neuen?"

„„Der Wind im neuen Frankreich weht zu stürmisch für ein so gebrechliches Instrument, wie eine friedliche Flöte ist,“ “ versetzte der Professor sarkastisch.

„Wenn Frankreich diesen Wind behält“ — fügte Kästner ernst hinzu: „so wird es dort noch viel Blut regnen.“

Der Professor nahm in seinem gewohnten Sessel Platz, entfaltete das Heft, welches er in Händen hielt, und las: „Mein Herr! Sie sind ein Kenner und Beschützer der Wissenschaften, vielleicht in unserer Gegend bekannter als in der ihrigen, wo das Auge gewohnt ist, an den langen Degen und kurzen Röcken hangen zu bleiben. Sie haben meinen Freund De L'Olme jüngst Ihres Schutzes gewürdigt“ — als einige Ihrer Orthodoxen seinen Flötenspieler heimlich der Zauberei beschuldigten, und Sie haben seinem Canarienvogel das unschätzbare Glück verschafft, von einer hohen Hand verdorben zu werden. So viele Gewogenheit verdient alle mögliche Erkenntlichkeit, und ich weiß diese nicht besser an den Tag zu geben, als wenn ich Ihnen, mein Herr, das Geheimniß einer Erfindung eröffne, welches vielleicht noch nicht seines Gleichen gehabt, so lange die Welt steht.“

„Es ist aber solches ein mechanisches Kunststück, welches nicht nur das Cameral-Interesse großer Herren auf erstaunliche Weise fördern, sondern auch selbst auf die Ruhe und die Glückseligkeit ganzer Staaten den größten Einfluß ausüben würde.“

„Sie mein Herr, sollen den Vorzug genießen, meine Erfindung zuerst in Ihrem Vaterlande bekannt zu machen, und dadurch die große Zunft der Allerwelts-Projectenmacher beschämen, die sich so viel darauf einbilden, wenn sie für alte Plusmachereien neue Namen erfinden, und ganze Länder arm machen, ohne dadurch deren Fürsten zu bereichern.“

„Den Grund meiner mathematischen und mechanischen Kenntnisse legte ich bei dem berühmten englischen Künstler Master Graham."

„„Ah! Der himmlische Bettmacher!"" rief unterbrechend Kästner aus.

„Nicht mit Himmelbettmacher zu verwechseln!" scherzte Lichtenberg.

„Nicht doch!" entgegnete der Professor. „Verstellt euch doch nicht so! Ihr wißt recht gut, daß nicht der schottische Charlatan Doctor Graham, sondern der berühmte Mechaniker Georg Graham gemeint ist. Also weiter: „Ich war so glücklich, im hohen Grade sein ausgezeichnetes Vertrauen zu erwerben, und er erlaubte mir, selbst bei solchen Stücken mit Hand anzulegen, deren Verfertigung er sich außerdem ganz allein vorbehielt, zum Beispiel wunderthätige Marienbilder für die ehrwürdigen Väter Jesu in Paragai, welche Bilder weinten und die Augen verdrehten. — Diese ersten Versuche weckten in mir eine unüberwindliche Neigung zur Mechanik, und gaben mir Licht daüber, wie diese Wissenschaft zum Heile der Länder und Staaten angewendet werden könne."

„Es ist Ihnen bekannt, daß Georg Graham schon im Jahre siebenzehnhunderteinundfünfzig starb, und nach dem tödlichen Abgange dieses meines verehrten Meisters begab ich mich zu dem bekannten Vaucanson, um dessen Unterricht zu genießen. Ich half ihm an seinem Flötenbläser und an seinem Trommelschläger arbeiten, so wie auch an der vortrefflichen Ente, welche ihm die Bewunderung der ganzen Welt zugezogen hat."

„„Welche rara avis wir persönlich zu kennen die Ehre haben!"" warf Henke ein, der Vorleser ließ sich aber bei diesem für ihn so anziehenden Gegenstande nicht stören, sondern fuhr mit erhobener Stimme zu lesen fort: „Sie wissen mein Herr,

daß noch nie eine Maschiene der Natur so nahe gekommen, wie diese. Die Ente ißt, sie trinkt, sie verdaut, sie gackert wie eine wirkliche Ente, und es ist fast unmöglich, sie von einer natürlichen zu unterscheiden."

„Ich begann nun, den Organismus, respective den Mechanismus des Thierreichs, insonderheit der höheren Thiere, zu studiren, stieß auf überraschende Aehnlichkeiten mit dem der Menschen, und dachte, so gut man Enten, Schwäne, Kanarienvögel, Colibris und Papageien machen, sie essen und verdauen, und wo nöthig auch sprechen und singen zu lehren vermag, ebenso gut kann man ja auch menschliche Figuren herstellen, und der Mechanismus war sehr bald von allen Schwierigkeiten, die ich dennoch zu überwinden hatte, die allergeringste. Die größte Schwierigkeit war die, meine künstlichen Menschen den natürlichen äußerlich ganz ähnlich zu machen, da die Menschen einander stets nur nach der Aeußerlichkeit beurtheilen. Da kam mir zunächst ein amerikanischer Einfall: Cheveluren; hatte doch mein Meister Vaucanson ebenfalls seine Ente mit einer wirklichen Entenhaut überzogen. Freilich in Europa? Woher da Cheveluren nehmen? Allenfalls ließen sich heimliche Verträge mit Beamten schließen, die den Unterthanen ihrer Fürsten das Fell über die Ohren ziehen — da aber gewisse große Herren den Assientohandel zum Monopol gemacht haben, und lieber ihre Unterthanen mit Haut und Haar lebendig verkaufen, so werde ich mich wohl in der Folge an die Irokesen in Betreff von Skalpen und Häuten wenden müssen."

„„Ich sollte meinen, der Künstler könnte dieß bei den Engländern, die sich das Monopol der Sclavenausfuhr von den Spaniern ertrotzt haben, näher haben"" — unterbrach Carpzow. „Schwarzhäute werden billig abgegeben."

„„Neger oder Mohren würden bei der Parademusik, die ich im Sinne habe, kaum fehlen dürfen,““ scherzte Häberlin. „Einer mindestens müßte dabei sein, die Becken zu schlagen, oder die große Trommel, oder den Schellenbaum zu schütteln.“

„„Unser Verfasser ist der Ansicht,““ nahm der Professor wieder das Wort: „daß sich davon erst werde reden lassen, wenn er einmal Hoffnung habe, das Werk ins Große zu treiben, wozu sich allerdings hier und da schon einige Aussicht zeigt. Er schreibt ferner: Erlauben Sie mir mein Herr, daß ich Ihnen inzwischen erzähle, wie meine ersten Versuche abgelaufen sind. Nachdem ich fest entschlossen war, meine Idee auszuführen, kam es nur noch auf die Art von Menschen an, die sich für einen Anfänger am leichtesten geeignet zeigte, durch eine Maschiene vertreten zu werden. Mein erster Gedanke verfiel auf die Bauern; ich glaubte bei ihnen die oben erwähnte überraschende Aehnlichkeit zu finden, wie der tägliche Umgang mit dem Vieh die viehische Lebensweise so vieler unter denselben diese voraussetzen ließ. Auch behauptete schon Cartesius von ihnen, daß sie nichts als Maschienen seien. Rasch ging ich also an die Anfertigung eines deutschen Bauers, allein denken Sie sich, mein Herr, mein gerechtes Erstaunen, als mein Kunststück fertig war, und dieses sich wie ein junger Stadtherr gebehrdete. Es kleidete sich städtisch, ging und sprach, wie ein junger Stadtherr, konnte keine Furche ziehen, keinen Saamen ausstreuen, konnte nur mit der Zunge dreschen, verstand keine einzige bäuerische Verrichtung, außer der, Karten zu spielen, vielen Tabak zu rauchen und große Mengen von Bier zu vertilgen. An dieser Waare mußte ich natürlich verlieren, da sie sich als nutzlos zeigte, und ich voraussah, daß ich niemals meine Kopien so billig würde geben können, wie der kleinste polnische Starost seine Originale. Es war mithin

nichts mit den Bauern, und ich verfiel auf die Soldaten, aufgemuntert durch das Zeugniß des größesten Kenners der Kriegskunst, daß eine ganze Armee vernunftbegabter Geschöpfe nur eine Maschiene sei, in welcher die Officiere die federnden Kräfte bildeten. Gleichwol scheiderte auch daran meine Kunst, denn meine Maschienen sind zerbrechlich; die Federn rosten und die Räderwerke versagen bald ihren Dienst, wenn sie Wind und Wetter ausgesetzt werden; ich könnte mich also nur dann entschliessen, in diesem Fache weiter und ins Große zu arbeiten, wenn ich einen großen Herrn wüßte, der einige Compagnien blos zum spielen verlangte, oder wenn irgend ein Generalintendant kaiserlicher oder königlicher großer Opern einige Reihen solcher Statisten wünschte, die stets in Ordnung bleiben, nie Unfertigkeiten und Tölpeleien treiben, nie Verwirrung anrichten, dem Chorführer auf jeden Augenwink folgen, und die Garderobe schonen, was wichtige Ersparnisse im Hofopern-Bühnenetat zur Folge haben würde. Auch könnten sie recht passend zu Chören eingerichtet werden. Sind aber kostspielig."

Dieser Gedanke erregte den ungetheilten Beifall der Zuhörerschaft, man lachte ausgelassen, vergaß nicht, eine kleine Pause, die der Vorleser machte, mit trinken auszufüllen, und hörte gespannt zu, als der Professor weiter las.

„Ich gab also vorläufig den Gedanken auf, und sah mich in einer andern Sphäre um, in der ich zu meiner großen Freude eine Menge von Figuranten und Figurinen von ungleich weniger Geschicklichkeit, als auf dem Theater erforderlich ist, entdeckte; wandelnde Tapeten, phantastische Decorationen, alle bereits abgerichtet, sich beständig um einen Mittelpunkt zu bewegen, oder genau die Spirallinien und Curven einzuhalten, auf die sie angewiesen sind. Hier, dachte ich, werden

auch Deine Puppen volle Anerkennung finden, welche vor jenen so vieles voraus haben, denn sie werden sich noch abgezirkelter, noch vorschriftmäßiger bewegen, sie werden nie aus dem Gleise schreiten, nie einen Teller fallen lassen, nie ein Glas umstoßen, nie auf die Schleppe einer Robe, oder einem alten Herrn mit gesticktem Kragen aufs Hühnerauge treten, auch werden sie keine Liebesintriguen anspinnen — kurz, als wirkliche Maschienen alles besser verrichten, wie der Webstuhl regelrechter arbeitet, als der Weber, und die Mühle geschickter mahlt als der Müller. In der Hoffnung nun, endlich das Feld einer nützlichen Thätigkeit gefunden zu haben, ersann ich drei Probe-Modelle, welche Ihnen zu beschreiben ich die Ehre habe."

„Die erste Scizze ist ein angenehmer Herr von mittleren Jahren in denen er stets bleibt. Er ist schlank, elastisch biegsam, sechs Schuhe hoch, trägt blondes Haar, blaue Augen, und stets rothblühende runde Backen. Seine Physionomie ist hübsch, doch würde selbst ein Lavater sich vergebens bemühen, irgend eine Spur von Geist, Leidenschaft, Gemüth, Herz oder Seele aus demselben herauszustudieren, er ist ein lebendiges Paroli, das ich der Physignomik biege."

„„Aha! Jetzt erkenne ich den Vogel an den Federn!" " rief Schirach lachend, und drohte mit dem Finger: „Lichtenberg! Lichtenberg!"

„„Nun soll ich wol der Verfasser sein?"" gab dieser spöttisch zurück. „Als wenn nicht ein Anderer so gut als ich über eine junge Katze lachen könnte!" —

„„Er spielt alle Hazard- nnd Kartenspiele, erstere aber am liebsten"" — fuhr der Professor fort zu lesen. „Er sitzt manierlich bei Tafel, und sagt jede Viertelstunde seiner Nachbarin zur Rechten eine Artigkeit, welche er belächelt, und auf Verlangen auch gegen die Nachbarin zur Linken repetirt. Auf

ebenen Boden geht er mit und ohne Stock so gewandt, wie ein Kammerfourir; über die Straße aber muß er im Wagen gefahren, oder in einer Portechaise getragen werden. Die Maschienerie dieses Produkts habe ich in den Unterleib verlegt, und den Kopf gänzlich leergelassen, doch aber über eine Vorrichtung nachgedacht, daß mein Mann mittelst eines in den Kopf zu setzenden Uhrwerkes und Wetterglases, nebst einem Hygroscop aus wildem Hafer, in Stand gesetzt wird, auch zu sagen, was wir für Wetter haben, oder morgen haben werden, und woher der Wind weht. Noch einige Federn mehr, und ich könnte ihn auch zum schreiben bringen, allein ich wüßte nicht, wozu? Es würde diese überflüssige Kunst nur die Unkosten steigern. Das Stück berechnet sich ohnehin auf Eintausend Louisd'or, mit Barometer und Hygroscop auf fünfzehnhundert, und wird von mir auf zwei Jahre garantirt, worauf ihm von seinem Besitzer ein längerer Urlaub zur Wiederherstellung seiner durch die beschwerlichen Dienstleistungen angegriffenen und geschwächten Gesundtheit ertheilt, und die Börse mit Gold zu den Kur- und Reisekosten gespickt werden muß."

„Das zweite meiner Kunstwerke ist ein Herr von anderem Schlage. Er ist stattlich, brünett, sitzt gravitätisch, obschon etwas marionettenmäßig, was nicht ganz bei einer solchen Maschiene zu vermeiden ist, zu Pferde; das Carillon ist unvergleichlich; er spielt stundenlang und repetirt nach Belieben. Am liebsten hält er sich im Marstall und in der Reitbahn auf. Jede Viertelstunde nimmt er Tabak, wobei er jedesmal die Manschetten zurückstreift, und zwar mit einer Würde, daß man schwören sollte, er sei keine Maschiene. Er unterschreibt auch seinen Namen, doch darf ihm dieses schwere Kunststück nur äußerst selten zugemuthet werden, weil nur zu leicht da-

durch etwas am Mechanismus verdirbt, worauf er confus wird, und äußerst fehlerhaft schreibt. Und dann kann man ihn in Jahr und Tagen nicht wieder zum Schreiben bewegen. Dieß ist ein kleiner nicht zu reparirender Mangel. Er ist vortrefflich beim Kartenspiel zu gebrauchen, füllt den Platz in einer Opernloge höchst anständig aus, kann vorreiten, und kostet, wegen des erwähnten Fehlers in der rechten Hand auch nur eintausend Louisdor. Seinen Kopf habe ich massiv gelassen, und keinerlei Mechanik darin angebracht, damit er nicht in Verwirrung gerathe; denn als ich die ersten Versuche mit einem anderen Kopf mit ihm machte, zeigte er die wunderliche Neigung, Dinge zu thun, die ich ihm gar nicht zutraute, unter anderen die, sich mit Büchern zu beschäftigen, was doch durchaus gegen seine Bestallung lief."

„Mein dritter Mann ist eine Figur aus Buchsbaum, doch kann ich mich leider nicht rühmen, daß diese mir sonderlich gerathen sei. Ich hatte ihn zu einem Gesandten bestimmt, daher spricht er französisch, aber leider, obschon er wie ein Papagei plaudert, eben auch wie ein solcher mit schwerfälliger Zunge und so unverständlich, daß kein Franzose versteht, was er spricht. Er blinzt aber hübsch mit den Augen und kann auch küssen; schreiben kann er nicht; dabei zeigt er viel Launen — das verdammte Holz muß sich gezogen haben. Ohne einen Sekretarius ist er (im Vertrauen) nicht zu brauchen. Ich denke ihn aber demnächst noch einmal vorzunehmen und umzuarbeiten, daß er wenigstens noch brauchbar werde, an befreundete Höfe zu Geburtstagsgratulationen und sonstigen wichtigen Anzeigen gesandt zu werden, wobei ich eine Vorrichtung anbringen werde, die für solche wichtige Dienstleistungen zu empfangenden zahlreichen hohen Orden in verschiedenen Reihen auf der linken Brust zu tragen."

„Noch eine Skizze, gleichsam ein Appendix zum Schlusse. Ich verfertigte ein Kerlchen, welches ich als ein Musterbild der Mode aufstellen möchte. Es trägt sich elegant, Nankingbeinkleider, Stulpstiefeln, und Sporen daran, bloßen Hals, hechtgrauen Frack, blaue Weste. Es trägt eine Reitpeitsche, schnupft regelmäßig, aber blos Spaniol, und raucht täglich einige Dutzend Holländische Pfeifen Tabak. In der Kirche läßt es unter der Predigt seine Sackuhr repetiren, im Concert schwatzt es mit der ersten besten jungen Schönen ganz laut allerlei Unsinn, während der eine oder andere Virtuose etwas rührendes vorträgt. Es macht auch Verse an den Mond und dichtet Hautschauder erregende Balladen, mittelst deren Vorlesung man Kröpfe vertreiben kann, weil diese vor Schrecken in sich selbst zusammenschrumpfen und sich nicht mehr an das Tageslicht trauen. Keine seiner Balladen ist kürzer, als die berühmte Büßende des Grafen Stolberg, denn ein Kropf kann nicht so schnell verschwinden, und das Sprüchwort sagt: Gut Ding will Weile haben. Dieses Kerlchen kann sehr fingerfertig schreiben, daher ist es gut zum recensiren zu gebrauchen; das Geheimniß dieser seiner Kunst beruht auf mehreren bereits zugeschnittenen Schablonen, die durch ein kleines Walzwerk verschoben werden, und je nachdem dieß geschieht, fallen die Recensionen gut oder schlecht aus, das heißt, günstig oder ungünstig, ein Werk gut oder schlecht machend. Eine der Schablonen heißt Nummer Null Null, diese läßt an einem Werke kein gutes Haar. Dieses Mode-Maschienchen muß von seinem Eigenthümer, welcher Nutzen von demselben ziehen will, gut eingeschmiert werden. Eins ist bereits für Nicolai's allgemeine deutsche Bibliothek bestellt, und eins für Vater Wieland's deutschen Merkur. Für den Weiterverkauf im

halben Dutzend kommen sie billiger, und auf das Dutzend wird ein Stück umsonst zugegeben. Man kann sie auch zu Vorlesern abrichten."

„Dieß, mein Herr, sind meine ersten Modelle, aber es arbeitet in mir bei Tag und Nacht, noch ungleich trefflicheres und praktischeres zu leisten, als durch die genannten Spielwerke, die nur zum Vergnügen, nicht zum Nutzen gemacht sind. Durch die Tugenden der Mäßigkeit, Enthaltsamkeit, Keuschheit, Verträglichkeit und so weiter, welche meine Puppen an Tag legen, werden moralische Beispiele gegeben, und die in unseren Tagen so sehr gesunkene Tugend wird gehoben. Sie spinnen keine Cabalen und Intriguen an, verklatschen und verläumden niemand, hecheln niemand durch, stehlen Niemand Ehre und Ansehen, und ersparen einem regierenden Herrn tausendfachen Verdruß, den ihm seine Dienerschaft fast täglich verursacht. Meine Docken sind die besten Geschöpfe von der Welt, sind mit allem zufrieden, nehmen höchstens Fußtritte etwas übel, sind verschwiegen wie das Grab, stehen stundenlang im Vorzimmer und warten, ohne zu murren; sie ärgern sich nicht über die Ungezogenheiten der Heiducken, Pagen und Kammermohren, und sollten sie selbst Mohren sein, so haben sie den Vorzug, daß sie nicht stinken. Sie halten sich viele Jahre ohne Wein oder Branntwein, sind leicht zu verpacken und mit auf Reisen zu nehmen, und läßt ja die Maschienerie mit den Jahren etwas nach, so geben sie noch gute Spielwerke in den fürstlichen Kinderstuben ab, oder man kann mit ihnen, wie mit alten Ritterrüstungen, die Kunst- und Antiquitätenkabinette zieren."

„Der Verfasser ergeht sich nun" — unterbrach der Professor seine Vorlesung: „bis zum Schlusse in minder witzigen Betrachtungen und Anspielungen, und hat über denselben, die

er allzu politisirend gestaltet, vergessen, was er im Eingange sagt, nämlich darzulegen, wie durch die Erfindungen seines mechanischen Genies Ruhe und Wohlfahrt der Staaten gefördert, und die Kammereinkünfte der Regenten vermehrt werden können.“ —

„„Gute Frucht hat diese Erfindung jedenfalls längst getragen,““ bemerkte Kästner: „denn wäre sie nicht glänzend in das Leben getreten, wie dürfte man wagen, öffentlich und ungestraft von einer Staatsmaschiene und deren Thätigkeit zu reden?“

„„Sehr richtig!““ belobte Schirach Kästners Aeußerung. „Früher sprach man von einem Ruder des Staatsschiffes, in der Hand eines Lenkers. Seit die Staaten Maschienen geworden sind, und seit man angefangen hat, Maschienen mit Dampf zu treiben — ist das Staatsruder auch in die Antiquitätenkammer zu den alten Harnischen der Feudalzeit verwiesen worden.“

„„Eheu! Dampfmaschiene!““ rief Lichtenberg mit einem komischen Seufzer. „Sie ist eine englische Erfindung, aber keine himmlische. Die erste in Deutschland wurde zu Kassel erbaut, sie entwickelte eine solche Triebkraft, daß sie bis nach Amerika reichte — sie ersparte erstaunlich viele Menschenhände.“ —

„„Riecht Ihr den Braten?““ fragte Kästner scoptisch. „Hessen nennt er, und Braunschweig meint er. Die Braunschweiger Staatsdampfmaschiene trieb viertausenddreihundert Mann, meist Landeskinder, nach Amerika, und eine noch größere Zahl später nach Holland; sie machte ein äußerst einträgliches Geschäft, und brachte viel Geld ins Land.“

5.

Rückkehr.

Das angeregte Thema wurde unter der größten Heiterkeit von dem immer munterer und aufgeräumter werdenden Kreise der befreundeten Männer weiter geführt, die Witze folgten einander wie Blitze, und Schlag auf Schlag schallte jedem donnerndes Gelächter nach. Man erörterte des breiteren, wie das Heil der Staaten erzeugt, und die überall wünschenswerthe Verbesserung der fürstlichen und Landeseinkünfte herbeigeführt werden könne. Der Professor bemerkte, daß er in China unübertreffliche Rechnenmaschienen gesehen, und einige sogar mitgebracht habe, die er in seiner Sammlung vorzeigen könne; Lichtenberg, der England besucht hatte, sagte darauf, daß solche Maschienen auch dort zu finden seien, wahrscheinlich den chinesischen nachgemacht, wenn auch dieses letztere nimmermehr eingestanden werde. Kästner äußerte, der Mechaniker möge doch einen Generalcalculator oder Oberrechnungsdirectionsrath zusammensetzen, der von etwas dürrer und länglicher Gestalt und hohlwangig sein müsse, der Teint ins gelbliche fallend.

„Er darf was weniges klappern, wie der Tod von Ypern, denn klappern gehört zum Handwerk!“ fügte Schirach hinzu.

„Ich würde solches Automaton doch noch lieber klingeln hören,“ warf Bode hin. „Und ich würde,“ nahm Carpzow das Wort: „wenn man einmal die Kosten für eine solche Staats-Rechnungsmaschiene aufwendet, gleich einen Finanzminister zu drechseln anrathen, der alles in allem wäre, und es gern sehen würde, so viele Stellen als immer möglich, in seiner Person zu vereinigen, um deren Gehalte zu ersparen, da doch Sparsamkeit die hauptsächlichste Eigenschaft einer solchen Maschiene sein muß.“

„Wer wird denn so gottlos über die Sparsamkeit spotten!“ strafte mit angenommenem Ernst Abt Henke: „Wisset Ihr Gottlosen nicht, daß schon ein Befehl unseres Herrn zur Sparsamkeit die Jünger ermahnte, indem er nach der Speisung der fünftausend Mann sprach: Sammlet die übrigen Brocken, damit nichts umkomme?“

„„O erhabenes Kirchenlicht!““ rief Häberlin in etwas sehr lustiger Stimmung: „Euer Hochwürden Gnaden wissen eben so gut und besser als andere sündigere und minder erleuchtete Menschenkinder, daß die Schrift die schäbige Kargheit, wie sie sich so häufig kund giebt, mit sehr beissenden Worten straft. Jesus Sirach hinterließ ein Sprüchlein, daß jeder knickerige Staatshaushalter sich an alle Orte seines Hauses anmalen lassen sollte, wie der fromme Bischof Willigis zu Mainz das Rad, um an seines Vaters Handwerk sich täglich und stündlich zu erinnern.“

„„Und welche Sprüchlein wäre das?““ fragten mehrere der Anwesenden zugleich, worauf Häberlin trocken hersagte: „Einem Lauser stehet nichts wohl an, und was soll Geld und Gut einem kargen Hunde?“

„„Was thaten Sie denn, werthester Herr und Freund““

richtete Schirach an den Professor die Frage: „nach Empfang dieses humoristischen Sendschreibens?"

Der Professor, den neckenden Sinn dieser Frage sogleich erfassend, entgegnete: „Ich fragte bei dem Künstler an, wie hoch er den Preis eines Professors der Philosophie anschlage, der dreimal die Woche ein bestimmtes Pensum aus einem bereits gedruckten Handbuche den Studenten vorspreche, und wie viel auf die Summe gelegt werden müsse, wenn diese philosophische Maschiene bei bestimmten Stellen einen Witz mache und diesen alsbald selbst schallend belache?"

„„Und was antwortete der Künstler?"" warf Bode gespannt die Frage auf.

„Er antwortete" — versetzte der Professor: „obschon es ihm ein leichtes sei, eine solche Maschiene herzustellen, so wolle er mir von einem so nutzlosen Möbel doch aus Freundschaft abrathen, denn theuer komme es immer, besonders erfordere der Witzkasten im hohlen Kopfe eines solchen Automats erstaunliche Mühe, und könne kaum drei Semester lang gewährleistet werden, während ich ja hier einen Herrn Collegen besäße, der nun bereits fünfzehn Jahre und darüber meiner Anforderung entspreche, sehr billig, und höchst dauerbar sei, wie jedenfalls noch lange gangbar bleiben werde."

„„Zu toll, zu toll!"" brach Henke los. „Freunde, ich dächte, wir sagten uns los von den Automaten auf Lehrstühlen, wie in hohen Collegien, und führen allesammt in Gottes freie Natur spatzieren; der Abend wird herrlich. Ich schlage zum Ziele, damit unsere werthen Gäste auch etwas von der Helmstädter Gegend und diese in ihrem Glanze sehen, den Corneliusberg vor; wir können dann auch erfahren, was unsere gelehrten Freunde aus Göttingen von den Germanen- oder

Hünensteinen droben auf der Höhe nach Königslutter zu halten."

„„Habt Ihr auch etwas germanisches Getränke bei euren alten Steinen, und sollte es selbst den Namen vom Stein führen, so bin ich von der Partie — außerdem laßt mich daheim!"" scherzte Lichtenberg. „Ich liebe nicht die trockene Forschung und will euch im voraus sagen, was ich von euern Hünen- oder Runensteinen halte."

„„Nun? Und was?"" riefen wißbegierig mehrere der Helmstädter Professoren.

„Gar nichts!" erwiederte mit scurriler Miene der stets muntere Lichtenberg, und erhielt die Lacher auf seine Seite. — Die vorgeschlagene Lustfahrt wurde ins Werk gesetzt, und bot mannichfaches Vergnügen. Die Aussicht vom Corneliusberge war reizend; alles Land lag im Golde der Abendsonne. Man nahte in sich gleich bleibender fröhlicher Stimmung jenen Denkmälern grauer Vorzeit, welche das Volk die Lübbensteine nennt, und die Scherze verstummten, denn der überwältigende Ernst der germanischen Frühzeit thronte auf diesen Steinaltären.

Die Freunde mochten ohngefähr seit einer Stunde das Haus des Professors verlassen haben, als Hufschlag auf dem Grauwackepflaster der alten Straße schallte, die zu diesem führte. Ein Reiter, halb soldatisch, halb jägermäßig angethan und bewaffnet, hielt vor dem Hause, saß ab, band seines Pferdes Halfter an den Eisenring eines Prallsteines, und gab das Zeichen des Einlaßbegehrens in solcher Weise, wie nur

die Vertrauten und der Professor selbst es zu geben pflegten. Der alte Leonhard und dessen Frau waren beschäftigt, im Gartensaale alles aufzuräumen und die alte Ordnung in demselben auf das pünktlichste wiederherzustellen — eins der Kinder, jenes Lottchen, das nun in das jungfräuliche Alter getreten war, öffnete, und erschrak nicht wenig, als ihr ein unbekanntes und doch bekanntes Soldatengesicht, wetterbraun, eine breite rothe Hiebwundennarbe über die Stirne, entgegen grüßte.

„Na Lottchen, erschrickst gar vor mir? Kennst mich nicht mehr? Sehe wol abscheulich aus? Komm und gieb Deinem Bruder Gottfried einen Kuß!"

„„Gottfried!"" schrie das Mädchen auf, und eilte auf den Krieger zu, halb freudig, halb verschämt, der sie herzhaft umfing und derb soldatisch herzte — indem trat die alte Mutter Lore in die Flur, schlug ein Kreuz und die Hände über den Kopf zusammen, als sie ihre älteste Tochter in den Armen eines Soldaten sah, der jetzt das Kind losließ und der Alten treuherzig die Hand bot, während Lottchen rief: „Mutter! Mutter! Der Gottfried ist's!"

„„Ja wol, der alte Gottfried, Euer Schlingel und Schlankel, Mutter!"" bestätigte Gottfried Leonhard der Schwester Ausruf, und die Freude des Wiedersehens war groß und herzlich, leider aber nur äußerst kurz.

Der alte Leonhard war herbeigekommen, die jüngeren Kinder umringten den heimgekehrten ältesten Bruder, der so stattlich unter ihnen stand, und jedes einzelne freundlichst begrüßte; es gab noch manchen guten Rest der heutigen Gasterei an Essen und Trinken dem Wiedergekehrten anzubieten, und in Ruhe genießend, sollte Gottfried nun erzählen. Zunächst empfing er zärtliche Vorwürfe, daß er gar niemals etwas

von sich habe hören lassen, und nie nach Hause geschrieben habe."

„„Er hatte nicht geschrieben, ob er gesund geblieben!""" rezitirte Gottfried spöttelnd aus Bürgers Lenore, indem er hinzufügte: „Hat sich was zu schreiben, dazu hat ein Soldat gerade Zeit" — und nach dem dargebotenen Glase Wein langte, das er auf einen Zug leerte, und dann fragte: „Ist der Herr Pathe zu sprechen?"

„„Er ist weggefahren mit den anderen Herren Professoren, die heute bei uns waren, spatzieren — es sind ein Paar aus Göttingen zum Besuche da und der Herr Etatsrath von Schirach, der früher hier Professor war. Die Herren sind sehr lustig gewesen und haben gelacht, daß man es weithin hat schallen hören,"" berichtete mittheilsam der alte Leonhard.

„Nun so sagt dem Herrn Pathen meinen höflichen Empfehl, und es sei mir leid gewesen, ihn nicht angetroffen zu haben."

„„Willst Du denn nicht hier bleiben? Heute wenigstens? Wo willst Du denn noch hin? Es geht ja schon auf den Abend los?"" ergingen mannichfache Fragen.

„Ich kann nicht, mich ruft der Dienst, ich muß heute noch bis Schöppenstädt reiten!" war Gottfried's Antwort. „Wie geht es bei Gärtners? wie befindet sich mein kleiner Christian?"

„Oh ganz gut!" antwortete Mutter Lore. „Der Herr Gärtner hat es gut, der ärntet alle Jahre die liebe Menge Aepfel und Birnen, und baut das viele Gemüse, und hat das mächtigviele Gras — und das Laub kostet ihm alles nichts, der kann lachen, und hat gut Kühe halten!"

Gottfried lächelte. „Das ist's nicht, wonach ich frage,

Mutter," sprach er: „Ob Christian wohlauf ist, möchte ich wissen? Den spräche ich gar zu gerne."

„„Der Christian ist immer noch ein lieber Junge, wenn man noch so sagen darf," antwortete nun der alte Leonhard: „Er wird jetzt so ein siebzehn, achtzehn Jahre alt sein, und soll nächstens nach Halle oder nach Göttingen — er hat hier schon Collegia gehört und ist ein fixer Lateiner. An dem erlebt einmal der Vater viele Freude. Wenn Du es wünschest, so will ich hinschicken und ihn herrufen lassen, da Du ihn doch gern sprechen willst."

„„Die Zeit ist zu kurz, ich muß aufbrechen,"" antwortete der Sohn.

„Aufbrechen! Ei du lieber Gott!" schrie die Alte: „und hast uns noch kein Sterbenswort erzählt, wie Dir's ergangen ist? Herr Gott im Himmel, willst Du denn die Rückkehr Deines Herrn Pathen nicht wenigstens abwarten? Was wird der sagen. Willst Du nicht erst etwas essen? Und um alles in der Welt, wo warst Du denn die lieben langen Jahre her? Wo bist Du denn jetzt? Was bist Du denn eigentlich? Wo willst Du denn eigentlich hin?"

Von dieser stürmischen Fragenfluth umwogt, hatte Leonhard Mühe sich zu retten. „Zum erzählen, liebe Aeltern," sprach er: „brauchte ich Tage, während mir heute die Minuten zugezählt sind. Ich habe das Glück im persönlichen Dienste unseres gnädigsten Landesherrn zu stehen, ich habe mit ihm den ganzen unglückseligen Feldzug gegen Frankreich mitgemacht, ich entging glücklich allen Gefahren des wilden Krieges, und folgte unserem greisen heldenmüthigen Herzog und Herrn in die Heimath zurück. Ich bin bei ihm in Braunschweig, ich diene ihm als Courier, als Feldjäger, als Leibjäger, zu was seine Gnade mich gerade verwendet. Das ist alles, was ich

euch, zugleich auch dem Herrn Pathen zur schuldigen Nachricht im Augenblicke sagen kann, und nun gehabt euch alle wohl! Ich hoffe wir sehen uns bald wieder!"

Noch ein Glas Wein zur Stärkung, und Gottfried enteilte dem Hause, bestieg sein mit Ungeduld das Pflaster scharrendes Pferd und ritt stracks nach dem botanischen Garten. Dort hielt er, ohne abzusitzen, am Gatterthor, winkte einem der in dessen Nähe beschäftigten Arbeiter, und bat diesen, den jungen Studiosus Christian herauszurufen, wenn dieser zu Hause sei. Gleich darauf erschien Christian bei dem alten Freunde, und begrüßte ihn mit Handschlag und jubelnder Freude. Auch hier mußte Leonhard das nöthigste auf viele Fragen zur kürzesten Antwort zusammendrängen. Von Christian selbst erfuhr er, daß dieser bald nach einer andern Universitätsstadt abgehen werde — und nun fragte Leonhard nach Sophie. — Es gehe ihr wohl, so viel ihm bekannt sei, berichtete Christian; sie schreibe selten, und er hoffe, vielleicht noch bevor er die Hochschule beziehe, um Philosophie, Philologie und Kunstgeschichte zu studieren, eine Reise auf den Thüringerwald zu Sophie und den dortigen Verwandten zu machen, zumal es möglich sei, daß er ein Semester nach Jena gehen werde.

„Vielleicht ließe sich's einrichten, daß wir zusammen reisten — schreibe nur nach Braunschweig an den Herzoglichen Leibjäger und Büchsenspanner Leonhard — da kann der Brief mich nicht fehlen. Schreibe mir, wann der Tag Deiner Abreise bestimmt ist — ich möchte wol auch den Thüringer Wald ein wenig kennen lernen, dessen blaue Kette ich vom Brockengipfel wie von dem des Kiffhäusers schon mehr als einmal mit Sehnsucht betrachtet habe, und dann — bitte, lieber Christian, gieb diesen Brief hier auf die Post, hier ist auch das Porto

dafür, aber thue mir diesen Gefallen sicher, er ist an Sophiechen, er sagt ihr, daß ich noch lebe und an sie denke. Deinem Herrn Vater meinen besten Gruß, und Du lebe recht wohl! Auf baldiges Wiedersehen!"

Dieß sagend, ließ Leonhard seinem Pferde die Sporen fühlen und trabte davon, um aus der sogenannten Hinterporte Helmstädts auf die Straße nach Wolfenbüttel zu gelangen. Bilder froher Hoffnung zogen durch seine Seele. „Wenn Sophie mir treu blieb, so werde ich und sie das bescheidene Glück erlangen, dem ich nachstrebte. Dank sei der Hand aus der Höhe, die mich auf gefährlichen Bahnen und im Donner der Schlachten lenkte und schirmte, sie walte ferner segnend über mir!" —

Den um die Lübbensteine gruppirten Freunden, selbst denen, welche diese kolossal gethürmten vier Felsriesenaltäre und den heiligen Steinkreis aus schwarzen Porphyrwacken nicht zum ersten male sahen, erregten dieselben die höchste Bewunderung.

„Man muß an indische Felsengebilde denken," sprach der gelehrte Orientalist Bode.

„Welches mag der Zweck gewesen sein, diese Steinmassen aufzuthürmen?" warf Schirach die Frage auf.

„Doch jedenfalls Gottheit verehrender Cultus," gab Henke auf diese Frage zur Antwort.

„Dem Odin und Thor, der alten Germanen Frühgöttern, ohne Zweifel geweiht," fügte Häberlin hinzu.

„Ohne Zweifel?" spöttelte Lichtenberg. „Es giebt kein Ding, das ohne Zweifel wäre."

„Zweifeln Sie an Gott?" fragte Henke ernst.

„Ich nicht" — gegenredete Lichtenberg: — „aber Andere; ich bin von Jugend auf ein frommer Mensch gewesen, und unterlasse nie, meines Schöpfers dankbar eingedenk zu sein für alle seine guten Gaben, auch für den heutigen schönen Nachmittag und Abend."

„„Das lobe ich!"" rief erregt der Professor: „obschon ich dieß nicht laut sagen sollte, da ein Theil des Lobes unseres Lichtenberg mich mit berührt. Aber Atheisten, Religionszweifler, Glaubensspötter und solches französische Gelichter, sind mir ein Gräuel. Jeder Gottesläugner erscheint mir sehr bemitleidenswerth."

„„Darf man denn,"" — fragte Kästner mit verstellter Schüchternheit und listiglächelnden Blicken: „auch nicht an eueren urgermanischen Göttern ein ganz klein wenig zweifeln? Ganz wenig nur, meine ich. Ihr habt doch wol noch einige im Hinterhalte, da ihr nur Odin und Thor nanntet? Hier aber sind der Altäre viere, und der arme Teufel auf dem Blocksberg hat doch nur einen. Wem weiht ihr denn die beiden anderen? Vielleicht der Frau Freia und der Frau Thorheit?"" —

„„Bah! stellt er sich wieder einmal unklug!"" lachte Schirach: „als ob er nicht wüßte, daß Thors Frau Sif hieß, und nicht Stultitia. Jedenfalls gehörten diese vier Altäre dem Wodan, dem Thor, dem Fro und der Allherrscherin Freia."

„Oder auch anderen, denn Gewisses weiß man so eigentlich nicht darüber!" scherzte der Professor.

„Und zuletzt gar keinem!" rief Kästner. „Mit Frauenzimmern müßt ihr mir nicht kommen. Wie unachtsam ich auf das schöne Geschlecht — und wenn es selbst durch Göttinger Göttinnen vertreten würde, bin, soll euch eine kleine Anekdote

beweisen. Ein Doctor der Arzneikunst, Dieboldt aus Strasburg, der auch in der Mathematik nicht ganz unwissend ist, besuchte mich. Er klagte mir, daß er in Göttingen keinen Menschen aus seiner Vaterstadt fände, und ich bedauerte ihn wirklich ob dieses Mangels an Landsleuten. Erst als er mich verlassen hatte, fiel mir ein, daß er zwei Landsmänninnen in Göttingen habe, an die ich in der That nicht gedacht hatte. War das nicht schrecklich?" —

Die Freunde lachten; Kästners muntere Laune brachte sie ab von den urgermanischen Vermuthungen, die mit keiner urkundlichen Nachricht zu beweisen waren. Der Gast erzählte witzgewürzte Anekdoten, die nie die beabsichtigte Wirkung verfehlten. Er versicherte, daß er heiligen Respekt vor den Frauenzimmern habe. „In einer Gesellschaft, zu der ich geladen war," erzählte Kästner: „traf ich eine lange, nicht hübsche Frau, auf die ich mich nicht besinnen konnte, aber ich mußte immer an eine hochnordische Göttin denken, so oft ich sie ansah, daher ich sie nicht oft ansah, denn ich bin kein Götzinnendiener. Sie und die Frau Pastorin, bei der ich eingeladen war, küßten einander, und ich war froh, daß ich nicht die Frau Pastorin war. Die lange Frau hatte einen Mann, der mein College war, aber in Stockholm, daher die Ideen-Association zwischen der Frau und einer scandinavischen Gottheit. Der Mann hatte von den vielen Titeln des Ritter Linné zwei, ob er eben so viele Bruchtheile von Linné's Kenntnissen hat, weiß ich nicht. Die Auswahl seiner Frau ließ mindestens nicht viel Botanik voraussetzen. Ich hatte das Schicksal, zwischen den beiden Damen zu sitzen, und war froh, daß der Mann mit zwei Titeln Linné's viel sprach, denn ich sprach um so weniger, und dachte, oder empfand mindestens gar nichts. Was er aber gesprochen hat, das wieder zu erzählen, werden Sie dem

alten Kästner nicht zumuthen, es wäre denn Jemanden zur Erweiterung der medicinischen Kenntniß und Wissenschaft nöthig."

„„Wie soll das gemeint sein?"" fragte der Professor.

„Der Mann sprach sehr viel von den Krämpfen der Damen. Er sagte: Für eine Dame, die Krämpfe hat, recipe drei Gläser Rheinwein. Wenn sie es nach und nach bis zur Bouteille bringt, so wird sie keine Krämpfe mehr fühlen."

„„Dieses Recipe werden gewiß die Damen sehr übel genommen haben!" spöttelte Lichtenberg: „obwohl es zu probiren wäre, und eine neue Heilkunde unter dem Namen Oinopathie begründen könnte."

„„Das nenne ich einen weingeistreichen Gedanken!"" lachte Kästner. „Dabei fällt mir ein, daß einmal Leisewitz bei mir war, und mir vertraute, Zimmermann habe ihn einen schönen Geist genannt. Ein Mädchen, die das gehört, habe ihn sofort für den lieben Gott gehalten. Das Mädchen war freilich einfältig, was den Mädchen mehrmals begegnet, wenn sie aber Weiber werden, werden sie klug, woraus abzusehen, woher die Klugheit kommt. Wenn jenes gute Mädchen, nachdem es älter geworden, die schönen Geister näher kennen lernte, wird es gesehen haben, daß man nicht einmal von allen sagen kann, was Haller seiner Doris sagte:

„Die Menschheit ziert Dich allzusehr."

Wenigstens zieren nicht alle die Menschheit."

Unter munteren Scherzreden verließen die Freunde, als die Sonne hinter den grünen Wälderwogen des Elm glühroth niedersank, den schönen ernsten Ort, und stiegen zu der Stelle nieder, an welcher die Wagen harrten. Bald umgab die hehre Stille der Einsamkeit die erhabenen Steinaltäre, die der Vorzeit Riesengeist umwehte. Diese ernsten Zeugen und Zeugnisse

bedurften nicht der kurzsichtigen Menschen Deutelei und Deutung, sie bedurften nicht der Pergamente — sie waren selbst die Lapidarurkunde des tief verhüllten Einst. Sie hatten der Urvölker tiefgeheimen Götterkult üben sehen; an ihnen tönten der Priester heilige Gesänge; an ihnen floß das Blut, das der Opferdienst erheischte, und in des geweihten Gipfels Nähe nach Norden zu, in der Richtung nach Suplingenburg, bestattete das Urvolk seine Todten im flammenden Leichenbrande, und fügte zur geliebten Asche die fromme Mitgift an Schmuck und Waffen in riesigen Urnen, die in die steinernen Hünenbetten beigesetzt wurden.

Es war ein im Volke verrufener, vom Volke gemiedener und gefürchteter Ort, und diese Furcht war nichts, als die tausendjährige Ueberlieferung einer Scheu vor der Urväter heiligem Hain- und Felsentempel, der zugleich dessen Gerichtsstätte war, wo auf den in einen Kreis zusammengewälzten schwarzen Blöcken des Steinringes die starren Schöppen saßen und dingten.

An diesen gemiedenen Ort traten, als alles ringsum tiefstill war, aus den zahlreichen Geröhrigen der Niederungen drunten kaum noch ein Kibitzruf erscholl, zwei Frauengestalten, eine greise Alte und eine frischkräftige Junge. Ob sie irgend eines Weges gekommen waren, ob sie aus der Erde getreten, wie insgemein die Wandlerinnen der Sage, hätte ein Sterblicher, der sie gesehen, schwer zu entscheiden vermocht. Diese beiden Gestalten flüsterten mit einander, aber in wälscher Zunge; kein deutsches Wort ging aus ihrem Munde. Ihre Tracht war höchst einfach, dunkelfarbig, ihre Züge waren kaum noch zu erkennen, so tiefes Dunkel schattete schon. Die Alte zeigte völlig das Antlitz einer Greisin, mit den unvertilgbaren Zügen einstiger hoher Schönheit, die jüngere ein ernstes kluges

Gesicht, aus welchem Reife sprach, von dem die frische Jugendblüthe abgestreift war, dessen geistiger Ausdruck aber, belebt durch feurige Augen, dieses Mädchen immer noch als eine ernste Schönheit erscheinen ließ. Sie glich so einer Seherin oder Sibylle, und auch ihre einfache Tracht, schwarz, nur ein dunkelfarbig gestreiftes Tuch um den Kopf geschlungen, vollendete das eigenthümliche und ungewöhnliche ihrer Erscheinung.

„Gute Wanderzeit, Mutter!“ sprach das Mädchen. „Der Mond geht auf dort über Sanct Ludgeri Münster; der Nachtthau fällt und kühlt.“

„„Wohlan denn, Blanka, laß uns fürbaß eilen, hinab zu Thale, den Weg gen Schöppenstädt entlang!““

„Um dort zu rasten, Mutter?“

„„Nein, o nein — nicht in den Städten finden wir die Ruhestätte. Die alte Asseburg ist unser Ziel.““

„Und wird der Fuß Dir nimmer müde, Mutter?“

„„Des Wanderns bin ich traun gewohnt von Jugend auf. Land ab und auf zu ziehen ward ich früh gewöhnt, und meines Lebens beste Lust war Wanderlust. Mich leidet's, duldet's nicht in engen Mauern, das weißt Du ja, die Du so treu mir folgst. O hätte Deine Schwester so gefolgt!““

Die beiden Frauen stiegen mit einander den südlichen Abhang des Corneliusberges nieder, den Fußpfad zu gewinnen, der zwischen der leise durch die Niederungen gleitenden Aldena und dem von ihr begrenzten Else-Gehölz sich einsam und geheimnißvoll hinzog.

An einer Stelle ward dieser Weg durchschnitten von der Straße, die von Helmstädt nach Schöppenstädt führt.

Den zurückkehrenden heiteren Freunden kam ein Reiter entgegen, als schon der Tag der Dämmerung wich. Dieser

Reiter lenkte sein Pferd zur Seite, damit die Wagen vorbeiführen, endlich als dieselben näher kamen, hielt er es ganz an. Scharf blickte sein Auge nach den Herren, die in den offenen Wagen saßen. Bald fand er seinen Mann, den Professor, der neben Lichtenberg saß. Beide klein, schmächtig, von zartem Körperbau, mit feinen, scharfgeschnittenen, klugen Physiognomien. Der Reiter richtete sich im Sattel empor, legte die Finger soldatisch grüßend an die Kopfbedeckung und rief laut: „Guten Abend Herr Pathe!" Möglich, daß etwas Hohn sich in diesen Ruf mischte.

Der Professor hörte den Ruf, sah den Reiter. — „Was war das? Dieser Mensch — mir so bekannt! Halt Kutscher! Halt!"

Der Kutscher konnte nicht sogleich den Wagen zum stehen bringen. Als dieser endlich stand, war der Reiter längst davon gesprengt.

„Seltsam! Seltsam! Eine Erscheinung oder ein Räthsel!" murmelte der Professor vor sich hin. — Als er nach Hause kam, wurde ihm das Räthsel gelöst, aber keinesweges völlig befriedigend.

Leonhard ritt durch das mondbeglänzte Else-Gehölz auf gut gangbaren Fußwegen, im ruhigen Schritt, seinen Gedanken und Hoffnungen nachhängend, da sah er aufschauend auf einer Waldblöße zwei hohe dunkle weibliche Gestalten vor sich her wandern. —

6.

Eröffnungen.

Die beiden Frauen, welche auf dem Pfade, den Leonhard ritt, durch die klare Mondnacht dahin wanderten, führten einen äußerst kräftigen Schritt, und es dauerte eine Zeitlang, bevor Leonhard ihnen näher kam. Er hatte eigene Gedanken über dieselben, die keine günstigen und guten waren. Sicher ein Paar Landstreicherinnen, dachte er. Sie sehen ganz danach aus — das ist keine hieländische Tracht. Willst sie ein wenig schrecken, sollen Dich für einen Landdragoner oder Strickreiter ansehen, und sagen, was sie treiben.

Als Leonhard den nächtlichen Wanderern näher kam, hörte er, daß sie lebhaft mit einander sprachen, so laut, daß sie selbst den Hufschlag seines Rosses nicht vernahmen, der freilich auch nur ein leiser war, denn der Pfad war beraset, der sich durch das Gehölz des Elm hart an dessen südlichem Ende und längs des Flüßchens Altenau oder Aldena nach dem Dorfe Kublingen hinzog. Angestrengt lauschte Leonhard nach dem Gespräche jener Weiber, ja er hielt sogar einige Secunden lang sein Pferd an, und vernahm, zumal ein sanfter Westhauch ihm den Schall der Worte entgegenführte, doch nur eben diesen Schall, der für ihn ohne allen Sinn und völlig unverständlich blieb. Daß es nicht die französische Sprache war, in welcher diese Wanderinnen sich so lebhaft unterhielten, das nahm Leonhard

wahr, und flüsterte zu sich selbst: „Richtig — es ist verdammtes Zigeuner-Rothwälsch. Jetzt drauf los!“ —

Ein Paar rasche Sätze des Pferdes brachten den Reiter dicht hinter die Frauen, denen plötzlich der Kopf des Rosses trennend über die Schultern sah, und dazu schnaubend nickte — daß sie mit einem Schrei, den jede ausstieß, erschreckt zur Seite stoben.

Leonhard donnerte einen soldatischen Fluch, und zog seinen Säbel mit klirrendem Geräusch aus der rasselnden Scheide, entnahm der Halfter eine seiner Pistolen, und ließ den Hahn knacken.

„Holla! Weibsgesindel! Wer seid ihr? Woher kommt ihr? Wohin wollt ihr?“ fuhr Leonhard die Frauen mit verstellter Wildheit an.

Rasch wandte sich nach dem Frager die eine der dunkeln Gestalten, und ein weißes, ernstes, regelmäßiges Antlitz richtete sich mit glänzenden Augen zu Leonhard empor und rief, wie spottend, seine eigene Stimme nachahmend: „Was willst Du? Wer bist Du? Woher kommst Du? Wer heißt Dich reden, Frager von der Harzburg? Oder schon Förster von Neustadt unter der Harzburg?“ —

Leonhard erstarb die Gegenrede auf der Zunge. Diese Fragen, die aus einem Frauenmunde ihm fast höhnend entgegentönten, waren sie nicht der späte Wiederhall seiner eigenen, welche er in den Trümmern der Harzburg an jene räthselhafte Fremde gethan, die ihm dort erschien? War das nicht wieder jene weiche, liebliche und doch füllreiche Stimme, jene kräftige, stattliche Gestalt, die ihn so wunderbar bewegt hatte, und ihm so schnell und völlig räthselhaft entschwunden war? Er antwortete, von diesen seinen eigenen Gedankenfragen erfüllt, daher nicht sogleich auf die spöttischen Worte, sondern sann

erst nach, was er antworten solle, um der angenommenen Rolle treu zu bleiben und sich keine Blöße zu geben. Diese Pause benutzte Blanka, denn sie war es in der That, ihrer Mutter zuzurufen; Questo è Lenardo nostro, di battesimo nominato Gofredo.

So viel italienisch verstand natürlich auch Leonhard, der des Französischen mächtig war, und fuhr zürnend heraus: „Der Teufel ist Euer Gottfried Leonhard, ihr Satanshexen!" während die Mutter einen Ruf der Verwunderung über die Mittheilung ihrer Tochter hören ließ.

„Beleidige nicht Leute, die zu beleidigen Du nicht das mindeste Recht hast!" sprach Blanka unerschrocken weiter. „Wir ziehen harmlos unseres Weges und fügen Niemand Uebles zu. Du bist kein Landknecht, der ausreitet, anf Vagabunden zu fahnden, und wir sind keine Vagabunden, Du bist des Herzogs Leibjäger, nicht der Häscher seiner Polizei. Oder ist es anders? Oder gedenkt der Herr Gottfried Leonhard in dunkler Nacht am Walde wehrlose Frauen feindselig mit Waffen anzufallen? Das wäre traun, ein schöner Ruhm für den tapfern Krieger, der gegen Frankreich focht, und seines Kriegsherrn ehrendes Feldzeichen auf der Brust trägt!"

Diese mit ruhigem Ernst gesprochenen Worte reichten völlig hin, Leonhard die Weiterführung des unzarten Scherzes, den er sich vorgenommen hatte, völlig zu verleiden. Er ließ stillschweigend seinen Säbel wieder in die metallene blanke Scheide niedergleiten, setzte den Hahn der Pistole in Ruhe, schob diese wieder in ihre Halfter, und erwiederte dann: „Ich merke wol, daß Du mich kennst, so laß aber auch endlich Dich mich kennen lernen. Was gehe ich Dich an? Was kümmerst Du Dich so um mich, daß Du von mir alles weißt? Woher kommt Dir

all' diese Kunde? Und soll ich nie erfahren, wer Du bist? Und wer ist hier diese Deine verhüllte Begleiterin?"

„Der vielen, allzuvielen Fragen aus Deinem Munde bin ich nun schon gewohnt" — gegenredete die Sprecherin. „Schade, daß euer Doctor Luther zu seinem Katechismus die vielen Fragstücke schon geschrieben hat, sonst könntest Du am Ende deren schreiben — doch achtest Du nicht auf euer deutsches Sprichwort: Wer viel fragt, geht weit um. Was Du mich angehst, fragtest Du? Sehr viel, sehr viel — denn wir sind nah verwandt. Du wirst, und ziehst Du noch so sauer Dein Gesicht, Dich meiner Muhmenschaft doch nicht entziehen. — Was ich um Dich mich kümmere? Nicht allzuviel bekümmere ich mich um Dich, nur eins bekümmert mich, das ist Dein Leben. Ich sähe Dich recht gerne froh gebettet, und völlig glücklich, und zufrieden mit — Dir selbst. Woher mir über Dich die Kunde kommt? Ich könnte sagen: hier, aus meinem kleinen Finger, der sagt mir alles, doch das würdest Du mir gleichwol nicht glauben. Nun denn, ich hab's von dieser alten Frau, mit der ich gehe, und die meine Mutter ist. Sie kann Dir sagen, wer ich bin, wenn's ihr gefällig ist."

Die Alte richtete sich jetzt stattlich empor und nahm das Wort. Sie sprach geläufig das Idiom jener Gegend, in der die niederdeutsche Mundart sich schon ausbreitet. „Du sollst, Leonhard, alles noch dereinst erfahren — sprach sie: „Zur rechten Stunde und zur rechten Zeit — heute aber nicht, denn unsere Wege trennen sich jetzt gleich. Bedarfst Du aber irgend einmal eines Rathes, einer Hülfe, drängt es Dich ernst nach Auskunft über Deine Abkunft, wie über Deine Zukunft, so gehe oder reite von Wolfenbüttel südwärts bis zum Dörfchen Klein-Linden. Dort nahezu, wo die Aldena in die Ocker ein=

fließt, führt ein Fußpfad nach der Asse. Groß-Denkte bleibt Dir eines Büchsenschusses Weite zur Linken liegen; Du bleibst auf Deinem Pfad, der in den Wald hinein führt. Durch den Wald, der, wie Du weißt, die Asse heißt, kommst Du geradewegs zur alten Asseburg, die ganz in Schutt und Trümmer liegt, doch sind noch große Kellergewölbe droben, in welche hie und da ein Gewölbebogen den Einblick vergönnt. Kommst Du zu Pferde, so binde es in der Nähe des verfallenen Thores an einem Baume fest, dann wende Dich rechts und umgehe die Außenmauer, da steht ein Stein, fünfzig Mannesschritte vom Burgthore an gerechnet, auf dem findest Du das Zeichen des Mondes eingehauen. Hinter diesem Steine zeigt sich eine handbreite Spalte im Fels, auf dem die alte Mauer ruht, in diesen Spalt wirf diesen Pfennig hinab, verwahre ihn aber gut, denn nur dieser und kein anderer darf es sein, dann gehe wieder an das Thor zurück und harre dort, und wäre es eine Stunde lang. Damit Du aber in keinem fehlest, so richte es wol ein, daß Du, wenn Du thun willst, was ich Dir gesagt, nicht früher kommst, als um die siebente Abendstunde, es sei nun Sommers- oder Winterszeit. Dann wird ein Führer nahen, oder eine Führerin, und wird Dich fragen: Kann der Herr mir sagen, wie viel es an der Zeit ist? Darauf mußt Du nun antworten: Die Glock' ist sieben, in Vahlberg hat's geschlagen."

Leonhard hatte aufmerksam zugehört — und suchte seinem Gedächtniß tief einzuprägen, was er gehört hatte. Jetzt sah er, der sich, so lange die Alte sprach, dieser zugewendet hatte, nach der jüngeren Begleiterin um — es war eine düstere, waldumfangene Wegstelle — er sah die nicht, die sein Auge suchte — er spähete angestrengt durch den Zwielichtdämmerschein — nur oben an der Bäume Wipfeln erglänzte das Laub

vom Mondenstrahl erhellt — Johanniskäferlarven glühten mit starkem grünlichen Lichtschimmer im Waldesmoose und im Grase.

„Wo ist denn Deine Tochter, alte Mutter?“ rief Leonhard der Frau zu, die im Augenblick mit ihm gesprochen hatte, und rief's in leere Luft, denn wie er sich wieder nach der Alten wendete, war auch diese verschwunden, wie in die Erde versunken — einige Schritte von ihm rauschten die Büsche, wie wenn ein Wild aufgescheucht hindurchbricht, aber in das Dickicht hinein zu reiten, war keine Möglichkeit — und Leonhard kam sich vor, wie einer, den Zauber bethört und den Kobolde der Haine und Haiden necken.

Wie das Pferd aus dem Dickicht trat, lag nahe vor des Reiters Blick, friedlich vom Mondstrahl umsponnen, das Pfarrdorf Kublingen. War dieses durchritten, so führte ein gerader, breit befahrener Feldweg unmittelbar nach dem nahen Städtchen Schöppenstädt, Leonhards heutigem Ziele. Mit mancherlei sich durchkreuzenden Gedanken ritt Gottfried diesem Ziele zu. Wie viel Seltsames hatte er wieder erlebt wer waren doch nur diese räthselhaften Frauen? Jene Alte, warum nahm sie Antheil an ihm? Waren sie und die Tochter vielleicht mit dem alten Leonhard in Helmstädt oder mit dessen Frau verwandt? Nichts berechtigte zu einer solchen Vermuthung. Dort auf der Harzburg schon hatte die jüngere Fremde in sonderbarer Weise ihrer Mutter gedacht, daß diese die Tochter an ihn gesendet, an ihn. Wie kam sie zu ihm? Was hatte sie mit ihm? Woher kannte sie ihn? Und heute, und jetzt — vor wenigen Minuten! Woher kamen, wohin gingen diese Frauen? Nannte sich nicht die jüngere seine Muhme? Folglich Mutter- oder Vaters-Schwester? Folglich war so oder so ihre Mutter seine Großmutter. Und doch hatten seine,

Leonhards Mutter, wie sein Vater, der alte Leonhard beiderseits ihrer Aeltern nur als längst verstorbener erwähnt. Welche tiefe Räthsel, deren das eigene Nachdenken nur immer mehr ergrübelte, umspann die Gedanken des jungen Mannes! Wenn es kein Trug war, was die Andeutungen, die ihm geworden, ausgesprochen hatten, wie jene, die ihm auf der Harzburg geworden, daß er seinen Vater nicht kenne und keine Mutter mehr habe — so war das alte Leonhard'sche Ehepaar nicht sein Aelternpaar, aber was weiter? Wo sollte er den Vater finden — an welchem Grabeskreuze eine Mutter beweinen, die er nie gekannt?

Wieder floh ihn, als er seinen heutigen Rastort erreicht hatte, lange der Schlummer, bis wunderliche Träume ihn durch phantastische Irrgärten erst geleiteten, dann förmlich hetzten, und in denen ihm besonders der Pfennig viel zu schaffen machte, den die Alte ihm gegeben, und den er vor Schlafengehen lange und aufmerksam betrachtet hatte. Es war eine schwärzliche altvenetianische Kupfer-Münze, auf der einen Seite war ihr das Bild des heiligen Markus aufgeprägt, auf der andern das der Madonna mit dem Kinde. Bald hatte der Träumende diese Münze verloren, bald verwandelte sich das Markusbild in jenes eines geflügelten Löwen, und das der Madonna in jenes des Heilandes mit der Umschrift Salvator noster, und um den Löwen herum stand der Name eines Dogen, den Leonhard zu lesen sich vergebens abmühte. Bald war er an der Trümmerstätte der Asseburg, von der ihm manche Sage bekannt geworden war, und fand die bezeichnete Oeffnung hinter dem Steine mit dem Lunabilde, und warf den Pfennig in die Tiefe, da stieg eine bleiche Frauengestalt empor mit verklärten Zügen, das war das in die Bergestiefen des uralten Schlosses, (das seinen Namen von den Asen der germanischen

Götterfrühzeit, und seine ersten Besitzer von den Abkömmlingen Hagens von Tronje, dem Nibelungenliedhelden ableitete, die sich dann später nach dem Burgsitze nannten) — gebannte Fräulein Rosamunde Juliane von der Asseburg, die mystische Engelseherin, die schon in ihrem achten Jahre den Heiland leibhaftig in jungfräulicher Gestaltung erblickte. Diese Erscheinung aber winkte Leonhard hinweg von jenem gähnenden Spalt zur Tiefe, und gab ihm statt des hinabgeworfenen Dogenpfennigs ein gelbes Amulet voll durcheinander wimmelnder Buchstaben und geheimnißvoller Zeichen, die durchaus nicht zu entziffern gelang. —

Einige Wochen nach der kurzen Anwesenheit des jüngeren Gottfried Leonhard in Helmstädt wandelte der junge Christian — in der alten Universitätsstadt von Haus zu Haus seiner ehemaligen Lehrer, nach ehrenwerther Sitte ihnen zum Abschiede Dank zu sagen für ihre Unterweisungen, und ihren Segen zu erbitten für die neue Laufbahn des Studiums auf einer anderen Hochschule. Christian versprach vom Körper nicht groß zu werden, aber er war von sehr einnehmender Gestalt, hatte ein frisches rundes Gesicht, lebhafte Augen und war nächstdem auch geistesfrisch und lebendig, so daß sich bei dem ohnehin von ihm an Tag gelegten Fleiße gute Hoffnungen an seine Zukunft knüpfen ließen.

Es konnte nicht fehlen, daß der Jüngling den Mann ebenfalls besuchte, dem er schon als Knabe willig gedient und ihn verehrt hatte, wie er auch nicht versäumt gehabt, bei ihm ei-

nige Collegia zu belegen, wenn auch die medizinischen ihm keinen Vortheil verhießen, da er sich der Philologie und Alterthumskunde ausschließlich zu widmen gedachte. Indeß war ja bekannt genug, daß die academischen Zuhörer des Hofraths und Professors in jedem Collegium, welches dieser berühmte Mann ihnen las, bloß ein Viertheil über den eigentlichen Lehrgegenstand, und drei Viertheile aus ganz anderen und verschiedenen Wissenschaften hörten und lernten.

Der Professor empfing den jungen Abiturienten, dem er, wie dessen wackern Vater, dauerndes Wohlwollen schenkte, mit gewohnter Leutseligkeit und Güte. Er ermahnte Christian zu fortgesetzter Frömmigkeit und Gottesfurcht, die einen Grundzug im Gemüthe des Professors bildeten, warnte ihn vor schlechter Gesellschaft, legte ihm gute Anwendung und Nutzung der Zeit an das Herz, und endlich sprach er: „Mein lieber Studiosus Christian —, den ich heute als alten mir bekannten und lieben Sohn meines redlichen Freundes, wie ich bisher gewohnt gewesen, jedoch zum letzten male, mit dem väterlichen Du anrede, ich bin noch für unzähliche kleine Dienste, die Du mir in den botanischen Collegien stets unverdrossen und oft übereifrig geleistet hast, sehr in Deiner Schuld. Mit Absicht habe ich Dir nie etwas gegeben, um den Werth Deiner Freundlichkeit vollkommen zu würdigen, sonst hätte es ausgesehen, als betrachte ich Deine Dienste gleich ablohnbaren. Jetzt aber nimm zum Abschiede und zu guten Zwecken in Deiner Studienzeit verwendbar, diese Gabe von mir mit auf den Weg, um nöthige Bücher Dir anzuschaffen und dann, da Geld kein Andenken ist, noch ein wirkliches Andenken."

Dabei schlug der Professor den Deckel eines niedrigen Kästchens vor den Augen des ganz erstaunten und ohnehin ge-

rührten Jünglings auf, aus welchem Kästchen eine große Anzahl ächtantiker Gemmen, Cameen und Intaglio's in allen Farben edler Gesteine blitzten und glühten, griff mit seinen feinen und reinen Fingern mitten in den Inhalt, und brachte einen Siegelringstein hervor, in welchen des griechischen Steinschneiders kunstgeübte Hand in überraschend schöner Darstellung die Mythe von Eros und Psyche eingetieft hatte. Christian wurde blutroth vor Freude, als er dieses Kleinod empfing, dessen Werth, vielleicht sogar ein wenig überschätzend, der gütige Geber auf eine feine Weise andeutete.

„Es wird nicht leicht möglich sein, diesen Mythos zarter, schöner und zugleich würdiger dargestellt zu erblicken," sprach bei der Ueberreichung der Professor. „In diesem Steine wirst Du einen ganzen archäologisch so unendlich wichtigen Kunstzweig der Alten vertreten besitzen, der Dir alles geringere überflüssig macht."

Als nun Christian innigen und lebhaften Dank für alles ihm zu Theil gewordene ausgesprochen, und um ferneres gütiges Wohlwollen geziemend gebeten hatte, und sich empfehlen wollte, hielt ihn der Professor noch immer mit Fragen fest. „Du gehst nach Jena, wie ich hörte, und willst zuvor eine Reise auf den Thüringerwald machen. Was willst Du denn dort thun?"

„„Ich will die Verwandten besuchen, Herr Hofrath"" erwiederte Christian. „Sie wissen, daß mein Vater mehrere Brüder hat, und daß wir aus Wernigerode stammen, wo auch noch die Großältern und der älteste meiner Onkel lebt; der zweitälteste hat ganz nahe bei Benshausen im chursächsischen ein Eisenhammerwerk, dessen Tochter ist mein Bäschen Sophie, die Sie ja kennen, und die vor einigen Jahren hier eine Zeitlang bei uns war — die der junge Herr Leonhard so gern sah" —

fügte Christian lächelnd hinzu, wie zufällig, aber keineswegs absichtlos, er wollte die Rede auf seinen älteren Freund bringen, selbst auf die Gefahr hin, sich bei dem alten Herrn etwas misliebig zu machen. Dieser hielt auch mit seiner Meinung nicht eine Minute lang hinterm Berge. „Der Windbeutel, der Hasenschwanz!" fuhr er los: „läßt nichts von sich sehen noch hören. Schnurrt hier durch, wenn ich nicht zu Hause bin, und hat so schreckliches Eilgut, daß er nicht einmal meine Rückkehr abwartet. Ach lieber Christian — an diesem jungen Menschen erlebe ich weder Freude, noch Dank für alles das, was ich für ihn gethan; er ist so entartet, daß ich im voraus sehe, er würde es mir nicht einmal danken, wenn er wüßte, wie gut ich es mit ihm im Sinne gehabt, was ich ihm alles zugedacht hatte, und welches Glück ich ihm bereiten könnte, wenn er solches Glück nicht in unseliger Verblendung von sich stieße!"

Christian ließ den Professor seiner Misstimmung über den Sohn des Dieners erst völlig Luft machen, und unterbrach ihn nicht, dann aber nahm er sehr bescheiden das Wort und sprach: „Vielleicht sehen Sie, hochverehrtester Herr Hofrath, im Bezug auf Herrn Leonhard den jüngeren, doch zu schwarz. Innerlich, das weiß ich ganz zuverlässig, ist Gottfried Ihnen von Herzen dankbar, aber die Gabe fehlt ihm, dieß Gefühl auch äußerlich zu offenbaren. Wenn sie mir erlauben wollen, ihm zu sagen, daß Sie gutes mit ihm im Sinne haben, und was Sie wünschen, daß er vor allem thun soll, so denke ich ihn Ihnen reuevoll und gehorsam wieder zuzuführen."

„„Was Du sagst, Christian!"" rief der Professor verwundert aus. „Wann, wie und wo willst denn Du ihm etwas von mir sagen? Weißt Du denn wo er ist? Siehst Du ihn denn?"

„„Letzteres, ihn zu sehen, hoffe ich demnächst!““ erwiederte Christian. „Ich habe mit Herrn Leonhard brieflich verabredet, daß wir die Reise nach dem Thüringerwalde gemeinschaftlich machen wollen, vorausgesetzt, daß er von seinem gnädigsten Herzog und Herrn vierzehn Tage Urlaub bekommt. Ich reite auf Schuhstersrappen von hier nach Wernigerode zum alten Oheim, und Herr Leonhard reitet zu Pferde von Braunschweig über Wolfenbüttel und Ilsenburg eben dorthin, wir treffen uns, ruhen aus, und dann reiten und gehen wir wechselsweise durch den Harz über Elbingerode nach Hasselfelde, Stolberg, Kelbra über den Kiffhäuser, miethen wohl in Frankenhausen noch ein Pferd, reiten über Weissensee nach Erfurt, von da nach Arnstadt, und von da über die Dörfer Gossel und Crawinkel zur Schmücke, dann hinunter nach Zelle, Mehlis und Benshausen. Das ist der nächste Weg, wie mein Vater meint.“ —

„„Ei ei, das ist ja ein ganz herrlich ausgedachter Streifzug!““ ließ sich der Professor mit äußerst scoptischem Lächeln vernehmen. „Und da will Herr Gottfried Leonhard junior in Benshausen sich einlegen bei Leuten, die er gar nicht kennt, ein ungebetener, vielleicht, wie kommen kann, sehr unlieber Gast? Ich finde das bedenklich, und würde n e i n dazu sagen, wenn i c h noch gefragt werden könnte. Aber der junge Mann steht in einem höheren Dienst, ist mündig und muß wissen, was ihm frommt. Immerhin aber darfst Du, lieber Christian, ihm einen Wink geben, daß er sehr unklug, merke wol, u n k l u g handle, wenn er so sans façon dahin lebt, durch Welt und Wälder trottet, und sich gar nichts mehr um einen alten Mann bekümmert, der Willen und Mittel besitzt, ihn sehr glücklich zu machen. Und nun gehe mit Gott. Sein Segen sei und bleibe ruhen auf Dir alle Zeit!“ —

Der Professor blieb in eigenthümlicher Seelenstimmung in seinem Arbeitzimmer zurück. Wider seine sonstige Gewohnheit: unermüdlich thätig zu sein, überfiel ihn eine Erschlaffung, gegen die er vergebens ankämpfte. Es war nicht Schläfrigkeit, es war Schmerz, war Gram, die auch im Stande sind, gleichgültig zu machen selbst gegen die liebste Beschäftigung. Des Mannes Gedanken flogen in eine Zeit zurück, die weit hinter ihm lag. Er legte die bereits zur Fortsetzung einer Arbeit ergriffene Feder wieder nieder und nahm von der Wand seine Regina, seine voll besaitete Laute; er entlockte ihr Accorde.

Diese Accorde umschmeichelten seinen Schmerz und lullten ihn ein, wie die singende Mutterstimme ein schlummerloses Kind, und es ward wieder Friede in seinem Innern. —

Christian nahm seinen Abschiedgang zu dem Professor Bergrath von Crell, der ihm ebenfalls besonderes Wohlwollen stets erzeigt hatte, und auch jetzt den Jüngling mit Freundlichkeit willkommen hieß. Als Crell auf seine Frage, ob Christian bereits bei seinem alten Freunde, dem Professor, gewesen sei, bejahende Antwort erhielt, sprach Crell gegen den jungen Mann die Ansicht in vollem Ernste aus, welche immer noch die herrschende war, und die selbst er, der helldenkende, erfahrene Chemiker, keineswegs unbedingt verwarf. „Man mag von unserm lieben alten Herrn", sagte er: „denken, wie man will, man mag ihn, wie selten geschieht, richtig oder, wie häufigst der Fall ist, falsch beurtheilen, so viel steht fest, daß der Professor ein großes und bisher von niemand ergründetes Geheimniß in der That und wirklich besitzt, so sehr er sich Mühe giebt, allen das Gegentheil glauben zu machen, obschon er auch dieses nicht immer thut, sondern häufig wie-

der seine Freude daran hat, wenn die Leute den Glauben an seine Wunderthaten bis in das Gebiet des übernatürlichen erstrecken."

„„Sie müssen das am besten wissen, Sie kennen den Herrn Hofrath seit lange, und standen ihm stets als Freund nah!"" antwortete der angehende Student, und jener fuhr fort: „Es ist allerdings so, mein junger Freund! Der Ruf unseres Mannes begründete sich bereits zu einer Zeit, in welcher neben andern Wissenschaften auch noch die Naturwissenschaft in ihrer Wiege lag. Diese letztere zog den Professor vorzugsweise an, obschon er zum Fachstudium eigentlich die Rechtswissenschaft erwählt hatte; sein Geist aber war viel zu lebhaft und genial, um dem trockenen Jus Geschmack abgewinnen zu können; die vielen Naturstoffe leiteten von selbst zur Arzneikunde. Man fragte in früheren Zeiten weit mehr als jetzt, wenn man zum Beispiel eine Pflanze betrachtete: Wozu nützt sie? Welches Uebel heilt sie? — Man fragte wenig nach der Klasse, in die sie das System einordnet, aber viel danach, ob Blüthe, Kraut und Wurzel einen Farbestoff, ob einen Heilstoff enthielten, ob die Blüthe Thee gäbe, ob die Blätter innerlich heilend, oder äußerlich erweichend oder zertheilend seien, ob Saamen und Saamenkapsel nutzbar, ob die Wurzel arzneikräftig? Das alles hatte unser Professor schon in der Mühlhäuser Rathsapotheke gründlich gelernt; jedenfalls hatte er in seines Vaters Laboratorium genugsam experimentirt, und daher durfte es niemand verwundern, daß er in Jena, wie man zu sagen pflegt, umsattelte, und die Jurisprudenz mit dem medicinischen Fache vertauschte. Dort, wo die Fechtmeisterfamilie Roux ein Jahrhundertlang blüht, bildete sich der Professor in allen ritterlichen Künsten bis zur athletischen Meisterschaft aus. Dann folgten seine räthselhaften Reisen, und die

adeptischen Studien in der Schweiz und Gott weiß, wo sonst noch, und zurückgekehrt mit Reichthümern und Kunstseltenheiten, deren Umfang und Werth er stets nur ahnen ließ, trat er im Jahre siebenzehnhundert und siebenundfünfzig in die Dienste des Herzogs Carl des ersten von Braunschweig, und es wurde mit diesem eine Zeitlang sehr eifrig laborirt; entweder aber fand sich nicht schnell genug die Goldtinctur und der Stein der Weisen — das Gold blieb auf alle Fälle aus, sonst hätte man nicht nöthig gehabt, mit Angst und Zittern einem Staatsbankerott entgegenzublicken — oder unser Professor fand sich nicht in die Formen des Hoflebens — er spricht unter andern nur sehr schlecht und am liebsten gar nicht französisch, haßt über alle Maßen das Kartenspiel, und kann kein einziges, ist daher eigentlich als Salonfigurant gar nicht verwendbar, — und zog sich deshalb hierher in unser Helmstädt zurück, wo eine ganz andere, eine geistige Sphäre ihn umgab, in der er sich vollkommen heimisch fühlte. Mein Großvater mütterlicher Seits, der berühmte Chirurg Heister, schenkte dem jungen, emporstrebenden Manne seine ganze Gunst, nahm ihn mit zu allen bedenklichen und wichtigen Operationen, und das Schicksal waltete dabei wunderbar genug, den gelehrigsten Schüler Heisters dauernd zu fördern. Trotzdem, daß unser Professor ein Anbeter des Ritter Linné war, und mein Großvater ein entschiedener Gegner desselben, blieben der alte und der junge Mann doch Freunde, aber nur zu bald wurde dieses schöne Freundschaftband durch den Tod zerrissen. Lorenz Heister, der mich aus der Taufe hob, dessen Vornamen ich führe, war bereits im vorigen Jahrhundert, im Jahre sechszehnhundert dreiundachtzig geboren, demnach Anno siebenundfünfzig unseres Jahrhunderts ein Greis von vierundsiebenzig Jahren, dennoch aber noch leidlich rüstig, und wo es galt,

Hülfe zu bringen, unermüdlich. Seit Siebenzehnhundert und neunzehn war er hier academischer Lehrer, und längst zum Hofrath und Leibarzt ernannt. An einem rauhen und stürmischen Aprilmorgen des Jahres Achtundfünfzig fuhr mein Großvater in des Professors Begleitung zum Vollzug einer dringend nöthigen Operation über Land, verkältete sich heftig, und starb bald darauf in den Armen seines Begleiters. Die Familie sah ihn lebend nicht wieder. Mich, damals einen armen Knaben, traf des Großvaters Verlust am allerschmerzlichsten, aber der Professor nahm sich meiner auf das liebevollste an, sorgte für die Leitung meiner Studien, und förderte mich, wie mein Großvater ihn gefördert hatte. Und nun zumal fiel Heisters Kundschaft ihm, dessen Schüler, zu, und er wurde Professor der Physik, der Anatomie, der Botanik; seine Collegia wurden übervoll, denn sein genialer Geist wußte die Zuhörer nicht nur anzuziehen, sondern auch dauernd an seine Vorträge sie zu fesseln. Und mir gab er noch zu besonderem Trost die heilige Versicherung, daß niemand anders als ich bei seinem Ableben ein gewisses Glasfläschchen mit rothem Pulver nebst einem dazu gehörenden goldenen Löffelchen und der Gebrauchsanweisung erhalten sollte. Früher dasselbe von sich zu geben, verböten ihm schwere und heilige Eide. Zu was dieses rothe Pulver dient, kann man sich leicht vorstellen.“ —

So gläubig und vertrauensvoll *sprach in jener Zeit*, 1794, einer der erleuchtetsten Chemiker.

7.

Harzreise.

Es sank ein herrlicher Herbstabend auf die Gefilde des Harzlandes nieder, als Christian mit leichtem Studentenränzel sich von Halberstadt her seinem Stammorte Wernigerode näherte, voll froher Gefühle und voll vom Zauber der Romantik, wie sie in jugendlichen Seelen blüht. Eine Welt voll Hoffnungen, wie voll Reiz und Schönheit liegt vor ihnen, malerisch entrollt ist das Land ihrer Zukunft ihren sehnsüchtigen Blicken, wie ein Hochgebirge, das sich prachtvoll aufgipfelt, Höhe über Höhe, eine schöner und grüner wie die andere, und darüber im blauen Aether Wolken über Wolken, alle brennend im Rosenschimmer theils, theils wie Gold und Silber glühend.

Aus der lachenden Ebene voll Wiesen und umbuschter Ortschaften und Einzelwohnungen hob sich vor dem frischen rüstigen Wanderer die Stadt freundlich und friedlich, und über ihr hochthronend das alte stolze Grafenschloß der Stolberge, überragt von anderen noch höheren Bergen des Harzes. Es ist ein Anblick voll überwältigenden Eindruckes, den namentlich auf den Bewohner ziemlich flacher Gegenden ein malerisches Gebirgsland macht, dessen Fuße er naht, dessen Berggiganten er vor sich aufragen sieht in ihrer großartigen Majestät.

Der Jüngling schwärmte in Gefühlen und pries in einem unausgesprochenen Liede die Anmuth seiner Aelternheimath,

bis ein Mann in Begleitung eines Hundes des Weges daher, ihm entgegenkam; ein Spaziergänger schien es, dem Christian aber bald mit einem Freudenrufe entgegenflog. Leonhard und Christian lagen einander in den Armen, und freudig bellend und schweifwedelnd sprang der Hund an beiden auf, als wolle er Theilnahme am beiderseitigen Freundschaftsglücke bekunden. Dieser vierfüßige Begleiter wurde sogleich von seinem Herrn dem jungen Freunde unter dem beziehungsreichen Namen Tiro vorgestellt. Leonhard war eine Stunde früher schon eingetroffen und dem Freunde nun entgegengewandelt. Der junge Gast sah sich von den noch lebenden Großältern, wie vom Vaters-Bruder und dessen Familie herzlich begrüßt, Leonhard hatte bereits für sich und sein Pferd die freundlichste Aufnahme gefunden; nur damit war niemand einverstanden, daß die vereinten Reisenden schon anderen Tages weiter wollten — denn es sollte erst alle Herrlichkeit des Schlosses, jede Sehenswürdigkeit, hauptsächlich das schöne Naturalienkabinet, jede reizvolle Aussicht in Augenschein genommen werden. Thiergarten und Blockshornberg, Haarburg und Weinkellerloch, und andere von Sagen umblühte Punkte. Die Reisenden aber schützten vor, daß ihr Ziel weit, und ihre Zeit kurz sei, und so fand sie schon der andere Morgen auf dem Wege, den der ortskundige Vater Christians und auch Leonhard selbst als den kürzesten vorgeschlagen hatte, wobei dennoch der Gewinn berücksichtigt worden war, den das Berühren geschichtlich wichtiger oder romantisch schöner Punkte für Christians Erinnerungen bringen sollte. Und für solche Sammlung bieten ja Harzwald und Thüringerwald die herrlichsten Funde, die reichsten Schätze.

Einsame geschlängelte Waldwege führten hoch hinauf ins Gebirge, und über den Hartenberg nach Elbingerode nieder, in den Thalflecken am Brockenfuße, dessen Gegend sich ziemlich

öde und reizlos zeigt; aber in der Nähe durchrollt die Bode ein grünes Thal und bieten Baumanns- und Bielshöhle sich der Betrachtung dar. Dieses Thal mußte bald verlassen, und manch beschwerlicher Pfad überritten und überschritten werden, um endlich das tief im Kessel rings ansteigender Höhen eingesenkte Städtchen Hasselfelde zu erreichen, von wo aus das Brockengebirge sich malerisch prachtvoll dem Auge darstellt.

Gern vergönnte an steileren Stellen Leonhard seinem schwächeren Begleiter den Gebrauch des Pferdes, und ging zu Fuße, wodurch er dem Thiere selbst eine Erleichterung verschaffte. War er doch unverwöhnt genug und hatte auf übelsten Märschen und auf schlechtesten Wegen das Gewehr und den schweren Tornister getragen. So setzte sich unter allerlei Wechselgesprächen die Reise der beiden rasch südwärts fort, Leonhard wußte viel und gut zu erzählen, erzählte gern und da er in der Malerkunst nicht unerfahren, so trug er zumeist recht helle Farben auf, und zwar um so stärkere, je gläubigere Bewunderer seine Schildereien fanden.

Von Hasselfeld ging es wieder aufwärts am Königsberge hin, der einem Besuche des deutschen Königs Heinrichs III. seinen Namen danken soll, dann höher hinan zu den Pfauenköpfen, auf denen wol niemals Pfauen hausten; über die Harzhöhe dann nach der neuangelegten Anhalt-Bernburgischen Colonie Friedrichshöhe hinunter, wo eine Dreiherrenbuche das Zusammenstoßen verschiedener Grenzzipfel kleiner Harzländchen bezeichnete. Von da lenkt sich der Weg am Brockenstein vorüber, zum heutigen Tannengarten empor und senkt sich dann nach Stolberg, dem Residenzsitz des älteren Zweiges der berühmten Harzgrafenfamilie nieder. Hier wurde Nachtrast gehalten und am nächsten Morgen die Reise zeitig fortgesetzt, und zwar zunächst durch ein reizendes Waldthal bis

zum Ausgange des Gebirges, nach dem bedeutenden Dorfe Rottleberode und von da immer dem Laufe der munteren Tyra nach, in welche ihr Namensverwandter Tiro oft badend hineinsprang, und nicht müde wurde, von Christian in die klare Fluth geworfene Steine herauszuholen. Dieser vierfüßige Reisegefährte war ein schöner kräftiger, bereits von Leonhard gut dressirter Hühnerhund, mit klugen Augen und treuherzigem Blick, stets nasser Schnauze und sehr kalter Nase. Sein Fell war braun, doch verlief sich an den Beinen und Pfoten dieses braun in das goldgelbe, was als eine Schönheit gelten konnte, übrigens war Tiro ganz und gar fleckenlos; seine Behänge waren groß und kostbar, noch etwas dunkler schattirt wie das Fell, und der Schwanz von normaler Größe.

Als Leonhard seinen Freund den Namen des Thalbaches genannt hatte, und diesem die Aehnlichkeit mit dem Hundenamen auffiel, ermangelte der erstere nicht, seinen Begleiter jene Scene zu schildern, die er vor seinem Weggange zum Militair mit seinem Herrn Pathen gehabt, wie dieser ihm beim malen seines Bildes, das Jungfrau Sophie als Andenken erhalten sollte, überrascht, das Bild äußerst spöttisch belobt, und nach seiner Gewohnheit alsbald ein lateinisches Distichon darauf gefertigt, welches gelautet habe:

Peniculo tenero pictor Helmstadius ipsam
Expressit effigiem juvenis, tiro, gratus.

„Nun denke Dir, lieber Christian," fuhr Leonhard in seiner Mittheilung erregt fort: „wie mir zu Muthe war, als mir der Herr Pathe das Bild geradezu wegnahm, indem er vorgab, er wisse, daß ich es für ihn, aus Dankbarkeit, zum Andenken, gemalt habe — aus Dankbarkeit in dem Augenblicke, in welchem ich ihm mit nicht schonenden Worten alles sagte,

was ich ihm danke, geschwächte Sehkraft für die Nähe, erfrorene Finger und Hände, ein halbes Wissen und einen Namen, über den jedermann lacht!"

„Nie und nimmermehr werde ich meinem Pathen die mir damals zugefügte Kränkung vergessen, das Bild mir zu nehmen, und Spott und Hohn über mich auszugießen! Du weißt jetzt gewiß mehr Latein, Christian, als ich, und denke Dir, daß er mich Tiro nannte. Erst war ich dumm genug, eine nur in leichte satyrische Form gekleidete Schmeichelei oder doch Anerkennung meines Gemäldes in jenem verruchten Distichon zu finden, ich übersetzte das Wort tiro in Anfänger, der war ich ja, dann in: ein Freigelassener, zu diesem stand ich im Begriffe mich selbst zu machen, dann aber fuhr mir's durch den Sinn und fiel mir wie Schuppen von den Augen, mit dem tiro — war ein Rekrut gemeint, denn der Commentar dazu aus des Herrn Pathen Munde blieb nicht aus — er zitirte mir den alten Gemeinplatz von „dem Kalbfelle folgen müssen." Gut, ich bin dem Kalbfelle gefolgt — aber ich schwur auch mir selbst, dem Herrn Pathen dieß Wort nie zu vergessen, und damit ich's recht hübsch merke, habe ich den Hund Tiro genannt — ist's nicht ein recht hübscher Hundename?" —

Der angenehme Weg, der sich von Stolberg herab erst durch eine waldige Thalrinne, dann durch einen offeneren Grund zog, der bei Tyrungen in das reizende von der Helme durchflossene Fruchtgefilde der güldenen Aue ausmündete, war ganz geeignet zu mittheilsamen Gesprächen und Christian nahm von Gottfried's Erzählung willkommenen Anlaß, in verständiger Weise dem immer noch Aufgeregten Andeutungen zu geben, welche jenen beruhigen, und seine Gereiztheit gegen seinen im Grunde doch so sehr menschenfreundlichen und ihm herzlich wohlwollenden Pathen beseitigen sollten.

„Du bist viel älter als ich, lieber Gottfried," sprach der junge Student: „und ferne sei es von mir, Dir Lehren geben zu wollen, so viel aber kann und darf ich Dir doch sagen: Du beurtheilst Deinen Herrn Pathen falsch. Hat er früher allerdings nicht ganz nach Deinen Wünschen an Dir gehandelt, wer sagt Dir, ob er das nicht längst bereut hat? Gewiß hat Dein rascher Weggang sein Herz tief verwundet; es hat ihn geschmerzt, daß Du so stürmisch Dich ihm und aller Dir vielleicht noch zugedachten Liebe entzogen hast. Bedenke welch ein kenntnißreicher, berühmter Mann er ist, bedenke, daß er allein steht, daß er bejahrt ist. Jugend hat nicht Tugend, sagt das Sprichwort, und das Alter hat seine Schwächen; es schützt nicht vor so mancher Thorheit. Bejahrte Leute wollen gern dauernd herrschen und gebieten, nach ihrem Willen soll alles gehen, sie wollen den jüngeren, zumal wenn es nahe Verwandte sind, die Lebenswege vorzeichnen, und sie haben meist ein Recht dazu. Für langjährige Opfer, den Kindern durch Pflege, durch Erziehung, durch Liebe gebracht, sind sie berechtigt, Dank, Gegenliebe, selbst Gegenopfer durch Gehorsam zu fordern." —

„Dein Herr Pathe ist reich, sehr reich, ja er gilt für unermeßlich reich und hat keine nächsten Erben. Stirbt er, so fällt sein ganzes Vermögen an die Kinder seiner Schwester, eine vermählte Werneburg, oder an deren Nacherben. Sicher hat er Dir etwas davon zugedacht, wodurch er jenen Erben nichts wesentliches entzieht, das Dir aber doch wesentlich nützen kann, demnach füge Dich seinem Willen, zeige Dich ihm gut und kindlich gesinnt, zu Deinem eigenen Besten, und vergiß jenen unzarten, vielleicht doch nicht so, wie Du denkst, gemeinten Scherz."

Leonhard zog während dieser Rede ein spöttisches Gesicht, und antwortete so: „Christian, daß Du nicht etwa in Jena

ein Collegium über Moralphilosophie belegst! Es wäre Schade um das schöne Geld — denn Du kannst dergleichen schon selbst lesen, trotz dem besten Professor. — Siehst Du den hübschen Ort da vor uns? Das ist Kelbra! Wie lebhaft mich dessen Name an den verlorenen Sohn erinnert, dessen Rolle zu spielen, Du mir anräthst! Wird mein Herr Pathe, gleich dem Herrn Papa jenes Sohnes, auch ein Kalb schlachten, wenn ich reuig wiederkehre? Ganz gewiß nicht. Er wird das alte Lied mir singen: Duck' unter! Siehst Du, guter Christian, und das will ich nicht! Ich will nichts haben von ihm; mögen andere auf seinen Nachlaß bauen. Ich bin zu gut und zu stolz zum — Erbschleicher!"

„„Du mußt mich nicht absichtlich falsch verstehen, Gottfried!"" nahm Christian seine Rede wieder auf. „Ich muthe Dir keine Gemeinheit zu. Man ist noch kein Erbschleicher, wenn man alte Leute liebevoll behandelt, ihren billigen Wünschen entgegenkommt; ein einziges Farbenrecept von seiner Erfindung könnte vielleicht dich reich machen; dem Bergrath von Crell hat der Professor, wie ersterer mir selbst vertraut hat, als ich ihm meinen schuldigen Abschiedsbesuch machte, ein Fläschchen mit rothem Pulver, dazu ein goldenes Löffelchen gehören soll, zu hinterlassen versprochen, und dieser so sehr erfahrene Mann scheint große Hoffnungeu darauf zu bauen. Ganz sicherlich ist's der Goldpurpur, von dem ein Gran ein Pfund Blei oder Zinn in Silber, und ein zweiter Gran dieses Silber in lauteres Gold verwandelt."

„„So? — meinst Du wirklich? Sagte das der Bergrath?""" fragte Leonhard gespannt.

„Er sagte das nicht so geradezu, erwiederte Christian: „ich spreche nur meine Vermuthung aus, die aber der seinen sehr nahe kommen wird."

„„Das wäre etwas, dergleichen ließe sich hören!““ versetzte Leonhard: „aber ein gewöhnlicher Farbenkoch möchte ich nicht werden. Der Waid ist allerdings eine edle Farbepflanze, aber das edle Weidwerk ist mir lieber. Jener liefert rothe Farbe, die soll mir nicht heilsam sein, ich bin sogar vor ihr gewarnt worden, grün aber ist eine zuträgliche Farbe, ihr will ich treu bleiben, ein wackerer Weidmann. Ich bin nun einmal im Zeichen des Schützen geboren und nicht in dem des rothen Krebses. oder des rothen Löwen der Goldmacher.““

Unter solchen Gesprächen erreichten die Wanderer Kelbra, nahmen dort ein Frühstück, und beschritten dann die Thalschlucht, durch die der Weg zur Trümmer der Rothenburg emporführt. Es wurde dieser Ruine, in der damals noch kein gastlicher Einsiedler den Wanderern irdisches Labsal und nebenbei ein Bändchen gedruckter Gedichte als geistige Atzung bot, nur flüchtige Beschauung gewidmet, und der Pfad zum Kiffhäuserthurme, dem alten Friedrich, eingeschlagen. Dieser Weg zog sich sanft empor. So hoch auch immer die Rothenburg von Kelbra aus erstiegen, liegt, so tief liegt sie, wenn der Wanderer nach ihr am Fuße jener berühmten alten Warte zurückschaut, um die ja bekanntlich die Raben noch immer fliegen, wie sehr auch phrasenhafte Rederei sie zu bannen, und den alten verzauberten Kaiser aus seinem Bergesschoose hervortreten zu lassen vermeinte. Danach sind die guten Deutschen von heute nicht angethan, ein einiges deutsches Kaiserreich zu begründen. Sie werden das nie, so lange noch ein Auge mit Rußland liebäugelt, ein deutsches Herz für Polen Sympathie fühlt, oder für Dänemark, sich eine Hoffnung nur nach England oder Frankreich kehrt, denn aller dieser Länder Herrscher und Völker sind Deutschlands geborene und geschworene Feinde, und ist

von ihrer einem nun und nimmermehr auch nur das mindeste Heil für Deutschland zu hoffen.

Zur Zeit, als jene beiden Wanderer die Kiffhäuserruinen anstaunten, und sich der schönen Aussicht erfreuten, sah es bunt und schlimm genug aus in der politischen Welt. Viele Hunderttausende würgte der Todesengel, die theils einer wahnsinnigen Revolution, theils deren Bekämpfung zum Opfer fielen. Aber über dem alten Kaiserthurme blaute klar der deutsche Himmel, um ihn grünten die sonnebeglänzten Matten frühlingsfrisch, obschon der Herbst begann; die Schäfer weideten ihre Heerden, die Heerdenglocken klangen, hochgestengelte blaue Gentianen und heidnisches Wundkraut mit goldfarbigen Blumenbüscheln umblühten die graue Warte, und im Gottesfrieden breitete an des kleinen Gebirges Fuße die güldene Aue sich reizvoll aus, immer noch so schön, wie vor sechshundert Jahren, als die Kaiserburg noch stattlich auf diesen Höhen stand, und alles Land ringsum beherrschte, und wie noch heute, wo nur öde Trümmer des Berges Scheitel krönen, die Kaiserkrone aber tief verzaubert im Grunde ruht.

Ein stiller Waldpfad führte die Reisenden weiter, mählich abwärts, in der Richtung nach Frankenhausen zu. Nach einer ziemlichen Strecke lichtete sich der Wald und es wurde eine Blöße frei, die zum Theil bebaut war, auf dieser stand ganz einsam ein großes geräumiges Haus, First und Thürgesimse mit stattlichen Hirschköpfen verziert, man erblickte vor demselben Lauben und Bänke, auch eine Kegelbahn, und das Ganze war belebt von Jägern und Jagdgenossen, Jagd- und Haushunden, welche alsbald lautbellend auf die neuen Ankömmlinge losstürmten, zu deren Beschützer jedoch sich Tiro berufen fühlte, und es mußte allseits von den Besitzern laut gepfiffen und gerufen werden, um eine Beisserei zu vermeiden, die für einige

dieser Köder sehr gefährlich hätte ausfallen können. Seitwärts stand ein angespannter Rüstwagen, mit erlegtem Wild; Kreiser und Forstläufer waren um denselben beschäftigt; ein Theil dieser Leute saß beim Bierkrug abseits der größeren Laube, in welcher sich ein Kreis, der zu einer gemeinsamen Jagd, die am Morgen auf dem Kiffhäuser gehalten worden war, versammelten Forstmänner dieser Gegend traulich gesellt hatten. Einige derselben kannte Leonhard, dessen Pferd ein Hausbursche in Empfang nahm und versorgte, von seinen früheren Harzreisen her, und bald waren beide Reisende im Kreise der Grünröcke heimisch und stärkten sich mit gutem Trunk und frugaler Frühstückskost, wie die heute sehr in Anspruch genommene Wirthschaftführung des Jagdschlosses Rathsfeld es eben zu bieten vermochte. Christian erfreute sich, so unverhofft an einem Orte zu sein, den die Sage weihte und wichtig machte, indem sie ihn als den bezeichnet, wo der dürre wilde Birnbaum steht, an welchen dereinst der Cäsar redivivus seinen Schild hängen wird, gleich wie vom Walserfelde geweissagt ist. Leonhard fand lebhafte Ansprache und volle Gelegenheit, den lange nicht gesehenen Bekannten von seinen Feldzügen zu erzählen, und es wurden auch aus anderen Zuhörern, die sich um ihn versammelten, bald gute Bekannte; der Kreis wurde dichter, und auch außerhalb der Laube stellten sich einige der Forstbedienten auf, um zuzuhören, ja einer derselben drängte sich so nahe vor, daß er sogar den Kopf durch die Latten schob, Leonhard in das Gesicht sah, und gespannt ihn sprechen hörte.

Christian, der des Freundes Lebensereignisse und Kriegerfahrten in Frankreich schon genugsam kannte, verließ den Jägerkreis und umwandelte das Jagdschloß, that auch Blicke in die mit schönen Geweihen auf hölzernen Köpfen geschmückte Flurhalle, und sah sich weiter um. Der wilde dürre Birnbaum

kam ihm in den Sinn, und es war ihm gelegen, daß sich ihm ein Mann von untersetztem Wuchs, der die Abzeichen eines niedern Forstbedienten am Gewande trug, zufällig näherte, und den er fragend anredete: „Hör' Er, lieber Mann, weiß Er mir nicht zu sagen, ob hier auf dem Rathsfeld wirklich ein verdorrter Birnbaum steht, wie man sich erzählt?"

„„Ei ja, mein junges Herrchen!"" erwiederte der Angeredete, und verzog sein confiszirtes Gesicht zu freundlichem Grinsen. „Den Baum weiß ich, und will ihn Ihnen gleich zeigen; Sie brauchen nur ein Paar Schrittchen mit mir zu gehen. Sie waren gewiß drüben auf dem Kip-hüser beim alten Friedrichen? Dazu ist heute ein schöner Tag, ja." — Dabei wandte der Mann seine Schritte abwärts vom Hause, gegen die offene Pläne hin, und Christian folgte ihm unbefangen, jener aber fuhr geschwätzig fort: „Wo kommen Sie denn her, junges Herrchen, mit Verlaub, zu fragen? Wer ist denn der große stattliche Jägersmann, mit dem Sie gekommen sind? Der ist doch nicht hier herum zu Hause, sonst müßt' ich ihn kennen, denn die hiesigen Jäger kenne ich alle, ganz gut, ja, ganz gut."

Christian verletzte im Stillen dieses etwas aufdringlichen Begleiters Redseligkeit und Neugier, doch wollte er nicht unfreundlich gegen den Menschen sein, der sich ihm freundlich zu einer Dienstleistung so eben erboten hatte, und erwiederte: „Wir kommen über den Harz herüber, aus dem Halberstädtischen und wollen jetzt nach Frankenhausen. Jener Herr, mein Begleiter, ist ein herzoglich braunschweigischer Forstmann."

„„Ei du meine Güte, junges Herrchen!"" versetzte jener: „das sehe ich ja wol, ich habe ja Augen im Kopfe, aber wo er wohnt, möcht' ich wissen, wohinzu? Es ist mir als hätte ich den Herrn schon einmal gesehen, ja, ja, ganz sicher. Wie thut er denn heißen?"

Wie drängend auch und mit ungeduldig lauerndem Blicke diese Frage gethan wurde, Christian überhörte dieselbe absichtlich, dagegen fragte er selbst: „Steht der Birnbaum noch weit von hier?“ denn er hatte nicht Lust, lange mit dem Menschen zu gehen, der ihm unheimlich zu werden begann.

„Gleich sind wir bei dem Baume!“ erwiederte der Forstläufer, und fuhr fort: „Wenn mir recht ist, bin ich einmal dem Herrn, den ich meine, begegnet. Und wo hinaus zu gedenken denn die Herren zu reisen.“

„„Der Herr hat sehr viele Reisen auf den Harz und auch hier herum gemacht,““ antwortete Christian: „es ist sehr wol möglich, daß Er ihm begegnet ist. Wir wollen von Frankenhausen aus über Weissensee nach Erfurt, und auf den Thüringerwald. Hat Er ein Anliegen an meinen Begleiter, so will ich's ihm hernach sagen.“

„„Ein anlegen hätt' ich gern auf ihn““ — murmelte jener Mensch ingrimmig durch die Zähne, und sann darauf, wie es anzufangen sei, aus dem verschlossenen jungen Manne weiteres herauszulocken, der aber hatte nicht Lust, sich weit von seinem Gefährten zu entfernen, der Gang dauerte ihm schon zu lange, und er sagte, stillestehend: „Es wird mir nach dem Baume zu weit, ich will lieber umkehren.“

„„J du mein Gott, junges Herrchen! Da steht ja der Baum vor uns!““ rief der Forstläufer aus, und wieß auf einen stattlichen Birnbaum, der voller Laub und Früchte mitten in der Pläne sich ausbreitete.

Unwillig und enttäuscht rief Christian: „Ein Holzbirnbaum, der grünt und trägt! Das ist ja dumm!“

„„Mit Verlaub, mein junges Herrchen!““ rief strafend der Forstläufer und richtete sich stramm vor Christian auf. „Wenn

ein Baum grünt und Früchte trägt, das ist nicht dumm, und dumm ist Tusch! Wissen Sie das?"

„„Ein dürrer Birnbaum soll es sein, hab' ich gesagt!"" entgegnete Christian. „Ich sehe nicht ein, wozu Er mich zu einem grünenden schleppt!"

„„Ein dürrer Birnbaum, Herrchen, das sind Narrenspossen!"" höhnte der Begleiter: „Ich weiß nicht, wie es drüben überm Walde, wo der Musje herkommt, die Schöppenstädter halten, aber hier zu Lande hauen wir die dürren Birnbäume um, und heizen mit dem Holze ein. Mit dürren Birnbäumen kann ich nicht dienen, thut mir leid!"

In Christian wallte Zorn auf, der Studio war beleidigt; er fühlte große Neigung, dem naseweisen alten Burschen eins über den Kopf zu hauen — jener mochte sich auch des verdienten bereits versehen, und reckte sich zum Ringkampf, es zuckte ihn in beiden Fäusten, offenbar hatte er auch bereits zu tief in's Glas gesehen — sehr unangenehmes stand in nächster Aussicht, da schlug ein Hund an, und mit Freudelauten nahte Tiro und sprang vergnügt am jungen Freunde seines Herrn empor, den er vermißt und dessen Spur er verfolgt hatte.

Jetzt wäre der Kampf, wenn er begonnen hätte, ein zu ungleicher gewesen, Christian schlug mit dem Hunde den kurzen Rückweg zum Rathsfeldschlosse ein, und würdigte seinen widerwärtigen Begleiter weiter keines Wortes — dieser blieb zurück, Groll im Blicke, kochende Wuth in allen Adern, und knirschte: „Er ist's, er ist's, da bleibt kein Zweifel. Den Fluch der Hölle über ihn! Warte, ich treffe Dich! Du sollst noch an mich und an den großen Bruch denken, wenn dir die Augen brechen."

Christian traf Leonhard noch im Kreise seiner Fachgenossen sitzend an, frisch trinkend und forterzählend; er sah sich nach seinem aufdringlichen Begleiter um, dieser aber war nicht zu sehen, er war in ein Nebengebäude geschlüpft, in das er seinen Büchsenranzen gelegt und sein Gewehr gestellt hatte. Dort zog er aus dem Ranzen eine Schnapsflasche, trank tüchtig daraus, und schauderte: „Brr! — Hab' ich mich doch geärgert, daß mich's überläuft — warte du langbeinige Ralle! Unterm Eulengeschrei, am Schlachtberg seh ich dich wieder — da treff' ich dich, will es der Teufel!" —

Rasch hing der Mensch den Büchsenranzen über und hing seine Büchse über die Schulter — so traf ihn ein Kamerad.

„Na Stoffel Wurzer — schon heim? Bist Du schon fertig? Willst nicht mit den andern? Was hast Du denn? Sieh'st ja ganz verstört aus?"

„„So? Seh ich schlecht aus? Bin's auch! Weiß's Gott! Muß heim — 's ist mir hundeschlecht! Sag's dem Herrn Förster, er solle mich entschuldigen — ich glaub', ich falle unterwegs um, wenn mir nicht bald besser wird. Ich hab' mich überhitzt beim Treiben, und in die Hitze einen kalten Trunk gethan! Sieh nur, wie ich zittere, alles schlägt und klappert an mir. Macht es gut — ich will mich seitwärts abdrücken — entschuldige mich — Valet!" —

Kaum war der Mensch dem Kameraden aus dem Gesicht, so schlug er eine helle Lache auf, riß die Büchse am Riemen von der Schulter, und lud sie, dann trieb er eine Kugel in den gezogenen Lauf, und murmelte Verwünschungen zu jedem Stoße des Ladestocks, bis dieser von der festaufsitzenden Kugel mit elastischem Stoß ganz aus dem Rohre herausgetrieben, von Wurzer mit der Hand gefangen wurde, worauf er den

Ladestock an seinen Ort brachte, die Büchse wieder überhing und auf einem Nebenwege hinter dem Gebäude weg in die nahe Waldung verschwand.

Leonhard brach endlich auf, und schlug mit Christian einen Weg nach Frankenhausen ein, der bald vom Rathsfeld wieder in den Wald führte. Dieser Weg zog sich eine ziemliche Strecke lang über den Rücken der Pfingstberge. An diesem Wege, über ihm, hinter einem Felsstücke, lag der Tod, und lauerte auf Leonhard. Dieser ritt, Christian ging. Der Weg war anfangs bequem und zog sich immer abwärts, an den Pfingstbergen nieder, bis die Wand über dem Schlachtberg zum steilen Gehänge wurde, und dem Reiter gebot, ebenfalls abzusteigen, und das Pferd zu führen. Christian führte Tiro an der Leine, da es nicht gerathen war, hier auf fremdem Jagdgebiete und an einem solchen Tage den Hund frei laufen zu lassen, aber in einem Augenblicke, wo das Pferd über einen Stein stolperte, und Christian nach diesem sah, riß sich der Hund plötzlich los, stürzte in's Gebüsch, und gleich darauf wurde ein starker Laut des Hundes gehört, fiel ein Schuß, riß eine Kugel Leonhard's Kopfbedeckung weg, scholl droben ein starker Schrei von einer Menschenstimme, gleich darauf lautes Schmerzgeheul des Hundes — alles schneller auf einander, als es mitzutheilen ist.

Leonhard ward bleich — „Das galt wohl mir!“ sprach er. „Halte das Pferd, Christian! — Tiro! Tiro!

Mit diesem Rufe sprang er beherzt in das Gebüsch, droben rauschte es — des Hundes Gewinsel antwortete seinem Rufe, nach wenigen Schritten stand er am Fels, da kroch der Hund ihm winselnd und wimmernd entgegen, die Spur von Fußtritten war am Boden sichtbar im zertretenen Grase, die Luft roch stark nach Pulver.

„Mein Hund! mein herrlicher Hund!“ rief Leonhard schmerzlich aus, und dachte nicht mehr an sich. Er bückte sich zu dem Hunde nieder, er befühlte ihn, und suchte ihm fortzuhelfen.

Jener Mensch hatte Leonhard's kommen erlauert, im Anschlage lag er, das Auge auf Leonhard gerichtet und wartend, bis dessen Kopf, da er neben dem Pferde ging, ihm schußgerecht kam, der Hahn war gespannt, am feinen Stech-Drücker lage der Finger — da bellte dicht neben ihm ein Hund, da erschrak er im Abdrücken, und schoß etwas zu hoch, die Kugel traf nur Leonhard's Hut — der Hund fuhr dem Schützen wüthend beißend nach der Hand — Wurzer schrie auf, sprang zurück, drehte die Büchse und schlug mit der vollen Wucht des Kolbens auf das Thier, daß es zusammenbrach, dann entsprang er, indem er einen gräulichen Fluch ausstieß.

8.

Benjamin Jesse.

Der Professor erfreute sich in dieser und noch in einer langen Folgezeit stets der Achtung seiner Mitbürger, wie sehr er auch durch zahlreiche Eigenthümlichkeiten sich von ihnen unterschied. Zu letzterem schien schon die Abgeschlossenheit des academischen Lehrers gegen die nichtgelehrten bürgerlichen Kreise zu berechtigen, die nur da nicht in Anwendung kam, wo der berühmte Mann als Arzt und Helfer zum Volke trat. Hier erwarb er sich, indem er segensreich, uneigennützig, frei-

gebig sogar, mit unermüdlicher Sorgfalt, mit unerschütterlicher Berufstreue zu allen Stunden des Tages wie der Nacht, wenn seine Hülfe nöthig war, wirkte, das, was man mit einem fremden Worte Popularität nennt, im höchsten Grade und in würdigster Weise. Dieser Begriff der Popularität, der Volksbeliebtheit, hat später manche Umwandlung erfahren müssen, das Wort wurde zum Schiboleth politischer Gaukler herabgezogen, die für Erreichung eigensüchtiger Zwecke Volksgunst anstrebten, indem sie das Volk bethörten und ihm ihren Geist der Lüge, ihre Gesetzlosigkeit, ihre Aufruhrgelüste vorschwindelten und aufzudringen suchten, aber der Geist des Volkes rächte sich dafür, denn während der wohlwollende und wohlthätige Mann, der uneigennützige Arzt, der treue Seelsorger, der redliche und gerechte Beamte, der um das Wohl seiner Untergebenen bemühte Gutsherr stets von der Liebe des Volkes getragen wird, sind die Gaukler verhöhnt und weggezischt worden, sind wie Schemen dahin geschwunden, und der Unsegen hat sich sichtbarlich an ihre Sohlen geheftet, ja oft noch mehr, oft der Fluch der durch ihre Redekünste verlockten und in Blut und Tod, in Jammer und Verzweiflung gestürzten Familien geringerer Volksklassen.

Besuche kamen und gingen im Hause des Professors fortwährend, und wie er nicht müde wurde, seine Sammlungen Fremden bereitwillig zu zeigen und zu erklären, obschon es fast nicht mehr möglich war, einen großen Theil derselben gegen das allmähliche Verderben zu schirmen, eben so wurde er nicht müde, stets aufs neue ihm angetragene Seltenheiten anzukaufen und aufzuhäufen, mochten sie nun in Körpern der Thierwelt, oder in Producten der Meerestiefe, oder in seltenen Gesteinen bestehen, oder in die Gebiete der Münzkunde, der zeichnenden Künste, ja selbst in das der Künstelei fallen, wenn

sie nur als einzig ihm angepriesen wurden. Dadurch geschahe es, daß selbst das geräumige Haus nicht mehr Raum genug bot, da nichts altes oder veraltetes von der Stelle hinweggerückt werden durfte, und nun gar manches neu gewonnene zwar einmal ausgepackt und besehen, dann aber wieder in die Kiste gelegt und diese zugenagelt wurde, um neben anderen Kisten, deren Inhalte gleiches widerfuhr, auf Böden und in Kammern aufgeschichtet zu werden.

Die Zeit war weiter geschritten in Wissenschaft und Aufklärung, manches alte Vorurtheil war abgelegt, mancher Nimbus verschwunden. Der Nimbus aber, mit dem des Volkes Glaube das verehrte würdige Haupt des alternden Professors schmückte, strahlte noch im vollen Glanze, und wenn es von ihm eine Schwäche war, diesen Nimbus gern beibehalten zu wollen, so war dieselbe verzeihlich, denn sie schadete niemanden, sie war nicht dünkelvoll und anmaßend, sie war liebenswürdig. Der Professor war einst der erste gewesen, der in der Zeit, wo noch jedes anständige und zumal gelehrte Haupt sich mit der Perücke schmückte, dieser als Kopfschmuck ohne Nothwendigkeit lächerlichen Zierde entsagte, aber die alte Tracht legte er deshalb nicht ab, immer noch trug er die bewunderungswürdig feinen Manschetten, immer noch ließ er sich zierlich frisiren oder frisirte sich selbst, und legte sich mit tuchumwundenem Haupte wohl frisirt zur Ruhe nieder, um nicht, falls er in der Nacht zu einem Kranken gerufen werden sollte, durch Ordnen des Haares aufgehalten zu sein. So trug er noch den Galladegen, die Schuhe mit den blitzenden Steinen, das feine dreieckige Hütchen.

Aber wie in der äußeren körperlichen Erscheinung noch gern am Alten haftend, so auch hing der Professor, ohngeachtet der eigenen Fortbildung und dem eigenen Weiterschritte in

Sachen der Wissenschaft, geistig am Alten mit der Macht der Erinnerung fest, und erfreute nicht selten willige Hörer mit Erzählungen, denen freilich meist das Gepräge des Geheimnißvollen und Wunderbaren aufgedrückt war, das bisweilen selbst an das Unglaubliche streifte, dennoch aber gern vernommen wurde, denn der Professor kannte sein Publikum und die vorwaltende Neigung im Menschen, sich an das Unerklärliche, Dunkle, Räthselhafte hinzugeben, an die volle Zaubermacht, die im Geheimniß ruht. Dadurch, daß der Erzähler immer von seinen eigenen Erlebnissen Anlaß nahm, an das Wunderbare anzuknüpfen, und wie aus tiefen Schachten längstvergangener Zeiten das Zaubergold seiner Erinnerungen herausholte, gewannen seine Mittheilungen einen ganz besonderen Reiz, und es bedurfte bei ihm, da ein ungeschwächtes Gedächtniß und eine reiche Phantasie ihn unterstützten, nur leiser Anregung, um sich gleich mit voller Lust und Liebe auf irgend ein ihm willkommenes Thema zu werfen.

So geschah es, daß in einer Abend-Gesellschaft, welche der gewohnte Kreis einheimischer Freunde mit deren Frauen und Töchtern bildete, und in welchem Henke und Crell, und andere früher genannte Freunde nicht fehlten, abermals, wie so häufig geschah, sich das Gespräch auf adeptische Künste lenkte, denn jemehr sich in jener Zeit das, was man damals Aufklärung nannte, Bahn brach, um so mehr ging noch die Vernunft, selbst vieler Gebildeten, in den Banden der Finsterniß und befangenen Wahnglaubens. Und leider ist es in den unterdeß verflossenen sechzig Jahren nicht anders und nicht besser geworden, denn während einerseits die Naturwissenschaft, d. h. viele Träger derselben, aus innerer Ueberzeugung auch Andere auf die Wege des Atheismus, die sie wandeln, zu verlocken suchen, weil ihnen das Wesen der Gottheit als ein ganz anderes er-

scheint, als der Offenbarungsglaube es lehrt, will die mystische Unvernunft die Menschheit ganz und gar umnachten, und sucht einer Tyrannei in Glaubenssachen Wege zu bahnen, gegen die, wenn sie so viel Macht zu gewinnen im Stande wäre, als sie gern erstreben möchte, Inquisition, Hexenfoltern und Brände nur Kleinigkeiten wären. Zu allem Glücke läßt aber Gott die Bäume, aus denen man Scheiterhaufen gewinnt, nicht in den Himmel wachsen, und die Finsterlinge müssen sich am Ende doch „Molchen gleich, in ihre düstern Erdhöhlen verkriechen vor dem hellen Tage und dem ewigen Lichte, vor dem auch die von Jahrhundert zu Jahrhundert immer aufs neue auftauchende schillernde Nautilusblase des Unglaubens und der Gottesläugnung nicht Bestand hat, sondern sammt ihren Trägern in die Meeresfluth des vergessenwerdens wieder versinkt.

Da nun über Adeptenwesen wiederum viel hin und her gesprochen wurde, so nahm einer der anwesenden Freunde das Wort:

„Sie äußerten, verehrtester Herr Professor, vor längerer Zeit, als wir an einem sehr genußreichen Abende bei Ihnen versammelt waren, daß Sie nur wenige ächte Adepten kennten, und nannten dabei den Namen Benjamin Jesse, dessen und seines Zöglings Geschichte völlig entstellt in das Publikum gekommen sei, die Sie aber genauer kennten, als irgend ein anderer; die Erzählung von jenem Manne aber sei sehr ernst, und das war auch der Grund, weshalb Sie dieselbe uns damals nicht mittheilen wollten."

„„Vielleicht hatte ich damals auch noch andere Gründe!““ erwiederte der Professor. „Wünschen aber die verehrten Anwesenden diese Erzählung zu vernehmen, so bin ich heute zu deren Mittheilung gern bereit, und fürchte nicht, mit derselben zu langweilen, selbst wenn einigen der geehrtesten Herren be-

reits etwas von Jesse bekannt geworden ist. Nur das eine will ich, wenn ich erzählen soll, erbitten, daß manches anscheinend unglaubliche meines Berichtes nicht auf meine Rechnung geschrieben werde; ich folge nur meinen Quellen, die freilich durch wunderbare Schicksalsverknüpfungen mir reichlicher flossen, als manchen anderen.""

Was der Professor so eben gesprochen, war hinreichend, eine Spannung in der Gesellschaft anzuregen, die aller Blicke auf ihn lenkte, und so sah er sich bald nicht ohne ein Gefühl innerer Befriedigung, wieder, wie so oft, als den Mittelpunkt eines gebildeten Freundes- und Familienkreises, welcher letztere geneigt und bereit war, sich, wenn nicht mit vollem Glauben, doch mit bewunderndem Erstaunen an seine Erzählung hinzugeben.

„Ein Mann," wurde diese Erzählung nun begonnen: „dessen persönliche Bekanntschaft ich in der Schweiz machte, dessen Gunst und Freundschaft ich im höchsten Grade genoß, hat mir in vertraulicher Stunde ausführlich dasjenige mitgetheilt, was ich Ihnen berichte. Jener Mann liebte es, in Einzelnes einzugehen, aber gerade die Menge bestimmter Einzelnheiten gab seiner Mittheilung das Gepräge der Wahrheit und Wahrhaftigkeit, wie unwahrscheinlich auch manches unserem Ohre klingen möge, die wir indeß an Kenntniß und in Einsicht in die Naturkräfte um ein halbes Jahrhundert weiter vorgeschritten sind."

Diese letzteren Worte begleitete der Professor mit einem sehr spöttischen und ironischen Blicke, als wollte er sagen: nicht um einen Quark seid ihr vorgeschritten, ihr eingebildeten Affenschwänze; ihr bildet's euch nur ein, ihr wäret es, und wenn ich heute ein Collegium über die Kunst wirklich Gold zu machen, am schwarzen Brete anschlüge, so würde ich Gefahr laufen,

von der Schaar meiner lieben Zuhörer zerquetscht zu werden, so leichtgläubig seid ihr, und so dumm seid ihr. Schnell verschwand indessen im Antlitz des Professors der höhnische Zug, und gab dem sinnigen Ernste Raum, der dieses würdige Antlitz in der Regel beherrschte, indem er nun fortfuhr:

„Es war der erste Donnersstag nach Mariä Heimsuchung. Der Sommerhimmel des kaum begonnenen Brachmonats lachte wolkenleer über den volkbelebten Straßen der Stadt Hamburg, durch die ein Festzug eigenthümlicher Art unter dem Gesange religiöser Lieder, dem lauten bittenden Anruf vieler Knabenstimmen an die Zuschauer, und dem klappernden Schütteln emporgehaltener Almosenbüchsen sich bewegte, in welche die Mildthätigkeit ihre Gaben einwarf. Man hielt den mit dem Namen des Waisengrüns bezeichneten, alljährlichen Umzug der Zöglinge des Waisenhauses, der für die armen Kinder ein Freudenfest, und nicht minder ein solches für die erbarmende Liebe war, denn an ihm konnte die Seligkeit des gebens ungetrübt erlangt und empfunden werden, da jeder Geber gewiß war, nicht an Unwürdige seine Spenden zu reichen.“

„Vor dem stattlichen Gebäude des Orphanotropiums am Ende des Rödingsmarktes hatte sich der Festzug schon am frühen Morgen geordnet, geleitet von den Lehrern an der wohlthätigen Anstalt, und vom Waisenvater, wie von der Waisenmutter begleitet. Ein hübscher Knabe mit dunkelm Haar und feurigen Augen, den aus sechs der durch Fleiß und sittliches Betragen ausgezeichnetsten Zöglinge der Anstalt das Loos getroffen, der muntern Schaar der Kinder als Kapitain voran zu gehen, eröffnete den Zug mit einem hohen, reich bebänderten Stabe, ihm folgten mit ähnlichen, nur kleineren Stäben, drei der jüngsten Knaben. Hinter diesen schritten nun Paar an Paar die Mädchen, die kleinsten voran, dann folgten in

gleicher Ordnung die Knaben, alle in ihrer Sonntagskleidung von blauem Tuch, und endlich beschlossen diesen Zug verwaister, aber harmlos glücklicher Kinder die Lehrer und Lehrerinnen, der Waisenvater und die Waisenmutter; zu beiden Seiten des langen Zuges aber gewahrte man dreißig Knaben, welche die an Stöcken befestigten Almosenbüchsen trugen, dieselben unaufhörlich nach den zu beiden Seiten der Straßen, welche der Zug durchwandelte, Stehenden und Gehenden ausstreckten, so wie auch nach den vollbesetzten Fenstern der Erdgeschosse, und dabei durcheinander etwas eintönig und nicht eben harmonisch fort und fort riefen: „Belevet de Herrn, belevet de Madame, belevet de Mamsell de Armen to bedenken? Belevet ook Een in de Hand to schenken?" und jedesmal, so oft ein Schilling oder mehr und minder in der Büchse klapperte, tönte der Dank: Gott's Lohn wegen de Armen! — Und es fielen nicht blos reichliche Gaben in die dargehaltenen Büchsen, sondern die Mildthätigkeit der Bewohner Hamburgs äußerte sich auch dadurch, daß sie vielen Kindern, die nicht bittend, sondern schweigend im Zuge gingen, Spenden in die kleinen Hände drückten; denn man wußte, daß dasjenige Geld, welches auf diese Art verehrt wurde, Eigenthum der Kleinen blieb, für sie gesammelt, in Sparkassen angelegt und treulich verwaltet wurde. So erregte gar manches liebe und unschuldvolle Gesicht die freigebige Theilnahme fühlender Herzen, welche das traurige Loos dieser Kinder erwogen, älternlos zu sein. Beglückte Mütter gaben am meisten, wie sie am meisten ergriffen würden vom Anblicke so vieler Verwaisten, so vieler Pfänder einer Liebe, die der Himmel trennte, oder die Kirche nicht segnete, oder die Liebelosigkeit überantwortete, denn auch Findlinge fanden Aufnahme in jenem dem Wohle der Menschheit geweihten Hause."

„Der Zug hatte schon einen großen Theil der Hauptstraßen Hamburgs durchwandelt, hatte am Hause des zweiten Provisors der Anstalt ein Frühstück eingenommen, bei der Börse ausgeruht, und vor dem Steinthore unter einem großen Zelte, umringt von Tausenden der Zuschauer aller Klassen, offene Tafel gehalten. Die Theilnahme der Einwohnerschaft aller Stände war stets so groß, und ist es vielleicht noch, daß man aus Straßen, die der Zug nicht berührte, die Kinder wenigstens zu den in den berührten Straßen wohnenden Freunden sandte, damit aus ihren Händen den Waisenkindern Spenden gereicht würden, und so wurde Wohlthätigkeit zur Lust, ein nie genug zu empfehlender Weg, ihre Segnungen in junge Herzen zu pflanzen und zu vererben.“

„Die Georgenvorstadt wimmelte von Menschen, denen der heutige Tag ein frohes Fest war; in den heitern Lauben und Arkaden vor den Häusern, welche Schatten vor dem Brand der Julisonne gewährten, waren vielfach gruppirt frohe Gesellschaften zu erblicken; dort war nun, auf einer heitern und grünen Aue mit Zelten und Erfrischungsbuden, den Kindern ein Fest bereitet, das Tausende von Zuschauern anlockte, welche kamen, um fröhlich mit den fröhlichen zu sein. Dort waren auch diejenigen Personen in einem besondern Zelte vereinigt, welche, zum Theil aus den Vätern der Stadt gewählt, die höchsten Vorsteher der menschenfreundlichen Anstalt bildeten, der Bürgermeister, zwei Senatoren, zwei Alte und die acht Provisoren der Anstalt mit ihren Frauen, welche alle, neben der Hingabe an eine erlaubte Fröhlichkeit manches zum Besten des schönen Ganzen, wie zum Lobe des Einzelnen, namentlich der ausgezeichnetsten Zöglinge des Waisenhauses besprachen, wobei oft und viel des Knaben Benjamin gedacht wurde, welcher heute den Kinderzug angeführt, und so reichliche

Gaben für sich empfangen hatte, daß man deren Betrag gegen fünfzig Mark anschlug, während die öfters geleerten Büchsen der Anstalt einen Ertrag von zweitausend Mark als Ergebniß der Einsammlung jenes Tages gewährt hatten. Auch die übrigen Kinder waren verhältnißmäßig reichlich beschenkt worden, und aus ihrer aller Augen lachte Frohsinn, Freude, Dank und kindliche Unbefangenheit."

Aus den dichtgedrängten Reihen der Zuschauer und Mitfeiernden, welche den grünen Wiesenplan erfüllten, auf dem die Kinder mit Tanz, Wettlauf, Vogelschießen, Topfschlagen, Blindekuh und andern Jugendspielen sich ergötzten, tauchte mit einemmale die Gestalt eines alten Mannes mit starkem eisgrauem Barte auf, dessen Haupt von einem breitkrämpigen Hute bedeckt war. Ein schneeweißes, mit brabanter Spitzen besetztes Halstuch fiel in breiten Endzipfeln über den Rock von schwarzer Seide, an dessen überbreiten Aermelaufschlägen große silberne Knöpfe prangten. Auch Beinkleider, Strümpfe und Schuhe dieses Mannes, der eine schwarzlockige Perücke trug, waren schwarz, auf den Schuhen aber blitzten massive Goldschnallen. Der Mann stützte sich auf einen hohen starken Rohrstab mit großem, fein emaillirtem Knopf, und nachdem sein Auge, unruhig suchend, den Platz und die auf demselben in frohen Spielen sich tummelnden Kinderschaaren überflogen, heftete sein Blick sich fest auf jenen kleinen Kapitain, welcher soeben dem Waisenvater die Hand reichte, der ihn gegen die hohen Patrone des Hauses belobt hatte."

„Der alte Mann murmelte Worte in seinen Bart, welche etwa lauten mochten: Er ist es, es ist Benjamin Teelsu! Der Herr der Heerschaaren hat seine Hand über dem Knaben gehalten, daß meine Augen noch ihre Lust an ihm sehen. O sähest statt meiner du ihn doch, arme Sara, arme Taube,

deinen blühenden Sohn! Doch mit deinem Gedächtniß sei der Friede!"

„Niemand vernahm, was der alte Mann mit sich selbst sprach. Er näherte sich jetzt dem auserwählten Knaben, während er aus einer Tasche seiner breitschößigen Weste von schwarzem Sammetplüsch ein Papier nahm, und mit diesem in der Hand mitten in den Kreis der spielenden Kinder trat, die theils ehrfurchtsvoll, theils scheu, theils furchtsam, ihm willig Raum gaben."

„Mit kurzen, aber festen Schritten, zu deren jedem er einmal mit dem Rohrstocke auf den Boden stampfte, näherte sich der alte Herr jener Stelle, wo der so antheilvoll von ihm betrachtete Knabe stand, grüßte die Patrone des Waisenhauses fast demüthig und legte seine Hand auf die Schulter des kleinen Kapitains, der sich, erschreckend vor der imponirenden Gestalt des Mannes mit greisem Bart, scharf zugekniffenen Lippen und hervorstehender Adlernase, jetzt nach ihm umkehrte. Der alte Herr gab das Papier in des Knaben Hand und sprach: Von Deines Vaters Gott ist Dir geholfen, und gesegnet bist Du von dem Allmächtigen. — Hierauf schritt er eben so rasch und fest und ehrenhaft, wiederum tief grüßend, an den Herren des Rathes, an den Zelten, an den spielenden Kindern vorüber, ohne weder nach links oder nach rechts zu blicken, und verlor sich bald unter dem drängenden Menschengewühl."

„Der Knabe stand starr und staunend, und hielt das Papier in seiner Hand, nicht wissend, was er damit anfangen solle, und der Bürgermeister, welcher mit den übrigen Herren der so räthselhaften Erscheinung des greisen Mannes nachsah, fragte den Waisenvater: War das nicht Benjamin Jesse, der wunderliche Alte, der aus Amsterdam hierher gezogen?"

„Ja, hochweiser Herr Bürgermeister! entgegnete der Waisenvater, indem er aus des Knaben Hand das Papier nahm: selbiger Mann ist Herr Jesse, der Spagyrikus und Wunderdoctor, von dem sich das Volk so mancherlei Mären in die Ohren raunt. Er soll absonderlich geizig sein, ein Hagestolz, ein Weiberfeind, und in seinem alten steinernen Hause viele Heimlichkeit treiben und hegen."

„Als der Waisenvater ausgesprochen hatte, und das Papier entfaltete, fiel es in zwei Hälften auseinander, die sich als Banknoten erwiesen, und auf deren einer, im Werthe von einhundert Mark, mit Bleistift geschrieben stand: Dem Ehrenknaben; auf der andern im Werthe von fünfhundert Mark, stand: Dem Waisenhause." —

„Mit Verwunderung wurde diese reiche Gabe eines Einzelnen erblickt, und der Bürgermeister nahm das Wort gegen den Waisenvater: Gar so absonderlich geizig scheint denn doch dieser Mann nicht zu sein, gleichwol muß es mit dieser fast beispiellosen Freigebigkeit eine eigene Bewandtniß haben."

„Die Menschen glauben so selten daran, daß ein Mitmensch das Gute nur um des Guten willen thue. Ferner suchen sie den Handlungen Andrer eigennützige oder selbstsüchtige Beweggründe unterzulegen, und selbst maaßlose Freigebigkeit ärntet nicht vollen, reinen Dank, nicht krittelfreie Anerkennung." —

Der Erzähler machte hier eine Pause und seine klugen Augen blitzten im Zuhörerkreise umher, um den Eindruck wahrzunehmen, den das Vorgetragene auf diesen Kreis machte. Noch begegnete er zu seiner Genugthuung ringsum nur Blicken der Aufmerksamkeit, obschon einigen, welche von nichts lieber als vom Goldmachen hören wollten, der Eingang etwas weit hergeholt schien, und dem Erzähler sehr gern erlassen

hätten, in solche ganz besondere Einzelnheiten, wie die Gedanken eines Handelnden sind, die nur der Dichter ihm ins Gehirn, oder als ausgesprochene Worte in den Mund legt — einzugehen.

Die vergönnte Pause wurde ausgefüllt, sich durch einige Erfrischungen zu stärken, worauf, als dieß in Kürze geschehen war, der Professor sich weiter mittheilend vernehmen ließ.

„Am Tage nach dem Feste des Waisengrün sah man in einer Nachmittagsstunde den stattlichen alten Herrn, welcher am Tage zuvor das Waisenhaus und den kleinen Zugführer so reichlich begabt hatte, mit seinem kurzen, sichern Schritt, seinem Aufstoßen des Stockes bei einem jeden seiner Tritte, ganz in dem nämlichen Anzuge und ganz mit demselben Ernst, den die, welche ihn kannten, an ihm gewohnt waren, über den Rödingsmarkt und dem Gebäude des Orphanotropiums zuschreiten. Er sah gerade vor sich hin, wie gestern und immer, blickte nicht links, nicht rechts, bewegte aber, wie es nicht selten die Gewohnheit des höheren Alters ist, die Lippen des schon zahnlosen Mundes im lebhaftesten Selbstgespräche."

„Wenn es nun, meine Verehrtesten, äußerst mißlich und die höchste licentia poetica ist, — daher ich auch in Gedanken jeden Dichter einen geborenen Licentiaten nenne — Selbstgespräche anzuführen, die kein sterbliches Ohr vernahm, so könnte ich doch, weil der Mensch kann, was er will, und ich mich ebenfalls für einen solchen Licentiaten, wenn auch nur für einen ganz kleinen halten darf, Ihnen dieses Selbstgespräch ausführlich mittheilen — will dieß aber lieber nicht thun, sondern nur anführen, daß die an sich selbst gerichteten Worte des alten Mannes sich alle mit dem Knaben Benjamin beschäftigten, bis jener das hohe und alterthümliche Waisenhaus erreicht

hatte, und seine Hand den schweren metallnen Thürklopfer faßte. Sie zitterte aber, diese Hand, zitterte stärker, als das Alter sie zittern machte, und es entfuhr ihr der gehobene Klöpfel zu einem dröhnenden Schlage. Der Pförtner öffnete das Lugfensterlein und fragte heraus, was des Klopfenden Begehr sei? — Einlaß, ich verlange den Waisenvater zu sprechen — erwiederte Herr Jesse und es ward ihm aufgethan. Man hieß ihn in ein Wartezimmer treten, bis er angemeldet sei, und that den Wunsch dem Waisenvater kund. Diesem war der Besuch unerfreulich, denn er hegte, obschon ohne innern Grund, Scheu und Mißtrauen gegen den sonderbaren, abgeschlossen lebenden Alten, weil dessen Thun und Treiben nicht ganz klar vor Jedermanns Augen lag, und er hätte ihn lieber abweisen lassen, wenn sich dieß mit der Liebe zu der ihm anvertrauten Anstalt hätte vereinen lassen, und nicht zu bedenken gewesen wäre, daß von dem Manne, der sich gestern als ein so großer Wohlthäter des Waisenhauses gezeigt, sich wol auch noch mehr erwarten ließe. Demnach beschloß der Waisenvater, des Mannes Anliegen zu vernehmen, welches zu errathen, er sich äußerst und doch vergebens während der Zeit anstrengte, die nöthig war, den Harrenden in das Sprechzimmer des noch ganz klösterlich eingerichteten Hauses zu geleiten — den Herrn Jesse aber sehr ernst und feierlich zu empfangen.

Jesse trat ein und verneigte sich so demüthig vor dem Waisenvater, wie gestern vor dem ersten Bürgermeister der freien Hansestadt Hamburg, auf welchen Gruß jener die erwiedernde Höflichkeit nicht schuldig blieb. Noch einmal bückte sich Jesse und noch einmal jener, der nun das Wort nahm: Was verschafft mir die Ehre, daß der Herr mich seines Besuchs würdiget, und gilt dieser meiner Person oder diesem Hause der

Armuth, welches der Herr am gestrigen Tage so erklecklich begabt hat, wofür im Namen der heiligen und hochgelobten Dreifaltigkeit dem Herrn gehorsamst danke."

„Nichts von Dank, Euer Wohlehren! Nichts von Dank! nahm ablehnend Jesse das Wort. Ich habe dem Herrn in Gottes Namen ein großes und wichtiges Anliegen zu eröffnen. Ich bin ein Greis und meine Tage sind gezählt. Mir thut ein junger Diener Noth, der mir in meinem Hause und in meinen Geschäften mancherlei Handreichung leisten könnte, und über dessen leibliches und Seelenwohl ich wachen würde, wie über das eines eigenen Sohnes. Ich habe keine Verwandtschaft und kann eines armen älternlosen Kindes Glück machen, so der Knabe still, willig, gehorsam und getreu ist; einen solchen Knaben suche ich und hoffe ihn aus Euern Händen."

„Der Waisenvater blickte den alten Herrn Jesse äußerst mißtrauisch an, dessen Aeußeres nicht das angenehmste war. Es lag in dessen Blick etwas scharfes, stechendes und bestimmtes, das nicht zu der Demuth stimmte, die er äußerlich an den Tag legte. Daher antwortete Jener mit bedenklicher Miene: Große Ehre, Ehren Jesse, große Ehre. Es ist allerdings ein löblich Begehren an dieses Haus, darin wir die älternlosen Kindlein in der Furcht des Herrn und zu wahren Christen erziehen, auf daß sie hernach ihren christlichen Mitmenschen als ehrbare Diener nützlich werden, und sich ihren ehrlichen Unterhalt gewinnen — aber — aber, mit Verlaub, Ehren Jesse, seid Ihr nicht ein Jude?" —

„Ein Jude? Warum ein Jude? Und was schadet's, wenn ich bin ein Jude? fragte der Alte mit durchdringendem Blick."

„Das schadet's, daß Euer Begehr dann nicht erfüllt werden kann, weil es gegen die Gesetze des Hauses läuft, war die Antwort."

„Nun so muß ich denn ein Christ sein, erwiederte mit einem gewissen Hohne der Alte, und zog aus seiner Brusttasche ein mehrfach untersiegeltes, sorgfältig eingeschlagenes Papier, das er dem Waisenvater darreichte.“

9.

Gefahr und Rettung.

Der erzählende Professor schien so recht mit heimlicher Freude den Faden seiner Erzählung endlos, wie einen Telegraphendraht, ins Weite fortzuspinnen, gerade weil er wußte, daß seine Zuhörer gespannt waren, nicht auf den Draht, sondern auf die wichtigen geheimen Depeschen, die mittelst desselben zu ihnen gelangen sollten, denn der Mensch ist von Natur neugierig. Und nun wollte immer noch nichts vom Golde kommen. Es war aber gleichwol nichts zu thun, als in Geduld zuzuhören, und der Erzähler fuhr fort: „Als der Waisenvater das Blatt aufmerksam gelesen, überflog sein Blick die Gestalt des Alten, wie prüfend, und es glitt ein Lächeln über seine Züge. Mit einer kaum merklichen Verneigung gab er das Blatt dem Eigenthümer zurück, und sprach: Des Herrn Taufzeugniß ist sehr jung, in der That, sehr jung, doch verzeiht meinen vorhinnigen Zweifel, ich sehe nun, daß Ihr ein getaufter Jude seid!“

„Und warum nicht Christ? Warum sagt Ihr nicht: ein Christ? Warum nur getaufter Jude? fragte Jesse scharf und fast zornig. Wol ist dieser Schein jung, er ist alt erst

zwölf Jahre und ich bin alt neunundsechzig Jahre, doch bin ich ein Christ, bin theuer erkauft und niemand soll sagen, daß ich ein Jude sei."

„Schon gut, Ehren Jesse, schon gut — und vergebt mir — es war nur so eine übliche Redensart, die mir unbedacht entfuhr, versetzte der Waisenvater. Die Leute halten Euch nun einmal noch für einen Hebräer, in ihrer Einfalt, ja, in ihrer Einfalt, und nun, um wieder auf Euer Anliegen zu kommen, ist also Euer Begehr, einen jungen Knaben von uns in Euer Haus aufzunehmen, denselben in Ehren als einen Diener zu gebrauchen, dagegen für ihn zu sorgen in Kleidung und Unterhalt, ihn christlich wol zu halten, dem öffentlichen Gottesdienst, auch seiner Confirmation zu ihrer Zeit und dem Genuß der heiligen Sakramente nicht zu entziehen, ihm vom fünfzehnten Jahre an verhältnißmäßigen, angemessenen Lohn zu verabreichen, und Euch für dieses alles schriftlich zu verbriefen und zu verbürgen? — Herr Benjamin Jesse wurde bei dieser pflichtgebotenen Weitschweifigkeit so ungeduldig, wie einige meiner höchstverehrten Zuhörer — ich wage nicht auch Zuhörerinnen zu sagen, und antwortete hastig: So will ich, so will ich, alles nach Recht, Gesetz und Vorschrift! — denn sein Herz verlangte mit Ungestüm nach dem Knaben Benjamin."

„Wolan denn, erwiederte nun der Waisenvater: so werde ich Euch, Ehren Jesse, einen frommen und gutgearteten Knaben vorstellen, dessen Ihr in Zucht und Ehren Euch als eines Dieners bedienen möget, nachdem Ihr in einem bündigen Revers die Bedingungen unseres Hauses unterzeichnet habt, welches Euch eine älternlose Waise, bedenkt und behaltet das wol im Gedächtniß, Ehren Jesse, was ich sage: eine älternlose Waise anvertraut. Dieser Knabe heißt Heinrich —"

„Nicht Heinrich, nicht Heinrich! fiel Jesse rasch und hastig jenem in die Rede. Benjamin heißt mein Knabe!“ —

„Ei und woher wißt Ihr, Ehren Jesse, daß wir einen Knaben dieses Namens haben? Und ist dem so, wißt Ihr, ob wir ihn entlassen wollen? Ob die Reihenfolge erlaubt, ihn schon jetzt aus dem Hause zu geben? fragte der Waisenvater verwundert.“

„Da wurde Herr Benjamin Jesse noch ungeduldiger, als er ohnedieß war, und erwiederte mit einer gewissen plappernden Hast, die den vormaligen Juden zu Tage treten ließ auch in der mit Mühe abgewöhnten Redeweise: „Und was kann hindern die Reihenfolge, wenn ich haben will einen Knaben, den ich werth halte meines Vertrauens? Benjamin, der Ehrenknabe von gestern, soll es doch sein, und kein anderer! Die Reihenfolge mögt Ihr anwenden, wenn Ihr Töchter zu verheirathen habt, wie Lea und Rahel, oder wenn Ihr im Rathe sitzt, mögt Ihr abwarten den Tod eines Vormannes, um zu rücken auf dessen Stuhl — hier aber ist freie Wahl, muß freie Wahl sein! Den Knaben, den ich meine, oder keinen. Ich mache sein Glück, darauf verlaßt Euch, mein Sohn soll er sein, nicht mein Diener. Ich denke dem Waisenhaus noch andere fünfhundert Mark zu, und werde mich auch gegen Euer Wohlehren sonderlich erkenntlich zeigen.“

„Letzteres waren gewichtige Gründe, Gewichte gleichsam in die eine Waagschaale der Ueberlegung. Die frömmsten Menschen und die edelsten Anstalten bedürfen der Mittel für ihre Zwecke, deshalb nennt die tiefsinnige deutsche Sprache Geld, Vermögen, Wohlhabenheit mit demselben Worte: Mittel. Ich werde über den Gedankenreichthum in der deutschen Sprache im nächsten Semester ein Collegium lesen. Es ist

dieß ein unversiegbarer Reichthum und unerschöpflicher Schatz, der uns bleibt, wenn wir auch außerdem bettelarm gemacht werden, und es ist nur Schade, daß sich dieser Schatz, den wir besitzen, nicht in Mittelmehl verwandeln und Brod daraus backen läßt, doch von dieser hausbackenen Abschweifung wieder zur Sache. Der Waisenvater schellte dem Diener, und gebot diesem, als er eintrat, Benjamin zu rufen, der in der Anstalt keinen andern Namen hatte, und des Knaben Kleider und sonstiges kleines Besitzthum in ein Bündelein zu packen. Das baare Geld blieb bis nach erfolgter Confirmation der Sparkasse der Anstalt. — Darauf trat er zu einem großen Buche, schlug darin nach, und las dem alten Herrn vor: Benjamin, ein Findling. Wurde in das Haus der Wohlthaten gebracht als ein zarter Säugling und barmherziglich verpflegt. Kein Merkmal oder Zeichen deutete auf eine Kunde von seiner Herkunft oder Abstammung, und da man nicht wissen können, ob er das Bad der heiligen Taufe empfangen oder nicht, so wurde derselbige getauft, und der Name Benjamin ihm beigelegt. Gott der Allmächtige nehme auch dieses Kind in seinen väterlichen Schutz. Amen."

„Der Knabe trat ein; er erkannte gleich den alten Herrn von gestern, und als ihm nun eröffnet wurde, daß er aus der Anstalt scheiden solle, die bisher seine kleine Welt gewesen, in der er bisher seine ganze Jugend, wenn auch nicht glücklich, doch sorgenlos vollbracht, so brach er in lautes Weinen aus, und scheute sich, dem ernsten Manne die Hand zu geben. Gegen offenbare Weigerung aber war er schon zu sehr an blinden Gehorsam gewöhnt. Dem Greis schnitt es in das Herz, als er sahe, daß das Kind ihm mißtraute, doch gab er dem Knaben liebevolle Worte. Der Diener brachte das kleine Gepäck, Jesse unterschrieb den ihm vorgelegten Revers, empfing ein Duppli-

cat desselben und der Abschied wurde sehr kurz gemacht. Der kleine Benjamin küßte schluchzend und dankend des Waisenvaters Hände, der es nicht an ernsten und wohlgemeinten Ermahnungen fehlen ließ, bat alle Lehrer zu grüßen, wie auch seine Jugendgenossen, nahm dann sein Bündlein in die eine Hand, legte die andere in die des neuen Pflegers, in welche er diesem feierlich Gehorsam angelobte, und bald darauf schloß sich mit der hinter beiden zufallenden Pforte des Orphanotropiums der erste Abschnitt seines Lebens ab."

„Herr Benjamin Jesse ging seinen gewohnten raschen Schritt im murmelnden Selbstgespräche und redete, in seinen Gedanken wandelnd, kein Wort mit dem Kleinen, was diesen natürlich nicht ermuthigte, vielmehr ängstigte, und so sah der Knabe mit kindischem Bangen seiner nächsten Zukunft entgegen. Als nun zumal in einer entlegenen Straße sein Führer vor einem uralten steinernen Hause, zu dessen Thüre hohe Stufen emporführten, stille stand, anklopfte und eine metallene Thüre wie von selbst aufsprang, als eiskalter Luftzug von der kellerartigen gewölbten Flur entgegenströmte, und die Thüre sich wie von selbst auch wieder dröhnend schloß, da übergoß ein Furchtschauer den armen Knaben Benjamin, und er grüßte mit thränenvollen Augen den Ort seiner neuen Bestimmung."

Bei diesen letzten Worten wurde der Erzähler unterbrochen durch die Nachricht, die ein Diener des Hauses brachte, daß ein Bote draußen harre, welcher den Professor zu einem Kranken auf dem Lande eilend berufen sollte, worauf dieser alsbald sein Hütlein ergriff, und mit den freundlich gesprochenen Worten: „Also, wenn Sie gütigst erlauben, und wenn meine Erzählung nicht langweilt, die Fortsetzung ein anderes Mal!" sich gegen seine Zuhörer, dann mit kurzen Worten des

Dankes gegen die Gastgeber verneigte, und das Zimmer rasch verließ.

In die Gesellschaft kam nun eine eigenthümliche Bewegung. Die durch die Erzählung so lange gefesselten Zungen freuten sich der Erlösung vom auferlegten Banne des schweigens, fast alle Anwesenden sprachen zugleich, und alle sprachen über den Professor und seine Erzählung. Die Bemerkungen fielen so dicht, daß es ganz unmöglich gewesen wäre, aufzufassen und zu behalten, wer sie machte.

„Die Erzählung unseres Wundermannes hat eine etwas längliche Anlage!" spottete ein geistreicher Herr, der ein Feind des langen Perioden-Baues war.

„Nach diesem Eingange konnten wir auf volle zwei Stunden und darüber Erzählung rechnen, was recht hübsch gewesen wäre!" warf eine Dame hin. „Der Herr Professor erzählt doch wahrlich wie ein Buch" — bestätigte eine ältliche Frau, die ebenfalls sehr gerne lange Geschichten hörte oder las; und welcher Siegwart, eine Klostergeschichte, oder auch Grandisson als Ideale bestunterhaltender Schriften galten.

„Der Professor verdient auch deshalb keinen Tadel", nahm ein anderer Herr den Erzähler in Schutz: „weil er schon damals, als er im Gespräche jenes Benjamin Jesse erwähnte, uns gleich sagte, die Geschichte sei ein kleiner Roman. Deshalb wählte er die romantische Färbung, den in epischer Breite sich ergehenden Erzählungston."

„Ich dachte, es würde die Rede vom Goldmachen sein," ließ ein Fräulein sich vernehmen.

„Das kommt noch nach, Verehrteste!" erwiederte auf diese Aeußerung der mit anwesende Bergrath von Crell. „Ich kenne aus älteren alchymistischen Schriften schon längst diesen Jesse, allein in keiner Weise mit solchen Einzelnheiten und so

sicher dargestellt, und daher erschien selbst mir alles uns erzählte neu, überraschend und auf den Weiterverlauf spannend."

„„Nun fragt sich"", begann ein anderer Herr: „ob unser verehrter Freund seine Phantasie dabei walten läßt, wie wir nicht selten bei seinen Mittheilungen gewahren, oder ob er persönlich den betreffenden Personen auf seinem Lebenswege näher getreten ist?"

„„Darauf können wir uns sicherlich verlassen!"" versetzte wieder ein anderer Sprecher: „daß er selbst in dieser Geschichte noch eine Rolle spielen wird, sonst würde er auf keinen Fall die Anlage so sehr in die Breite gezogen haben."

„„Ist es doch"" — bemerkte eine scharfsinnige Frau: „als ob er in dem alten Herrn Jesse das Bild eines Wundermannes vor Augen zu stellen sich mühte, wie er selbst einer zu sein sich rühmen kann. Er führt uns in die Sphäre des geheimnißvollen, düstern, er überrieselt uns mit leisen angenehmen Schauern, und es ist Schade, daß er gerade da abbrechen mußte, wo nun das eigentliche Interesse beginnt, denn ich denke mir doch, daß erst der Knabe Benjamin der Mittelpunkt dieser Erzählung werden wird. Wer weiß wann wir wieder so wie heute beisammen sind, daß wir Fortsetzung und Schluß mit demselben Antheile hören!" —

Einige der Zuhörer waren aufrichtig genug, zu verstehen zu geben, daß sie auf den Schluß nicht neugierig seien, da die Erzählung sie von vorn herein ermüdet habe, und hatten allerlei daran auszusetzen, wie sich denn nur zu gern der kritische Geist vorzugsweise verneinend äußert, so daß selbst allmählich im sprachlichen Begriffe das Wort Kritik mehr das zersetzende und tadelnde Urtheil, als das lobende und anerkennende ausdrückt.

Jene Reisenden, Gottfried Leonhard und Christian erreichten Frankenhausen mit dem Pferde und dem übel zugerichteten Tiro, in keineswegs heiterer Stimmung, vielmehr in besorglicher und unangenehmer. Das arme Thier vermochte sich kaum fortzuschleppen, und Leonhard legte den Hund auf den Rücken des Pferdes, wobei er denselben, der fort und fort winselte, und seinen Herrn aus den treuen Augen wehmüthig, ja fast herzbrechend anblickte, beständig halten mußte, und so war der mißmuthige Ernst gerechtfertigt, mit dem die Reisenden in Frankenhausen eintrafen, während der Anblick des seltsamen Zuges, den es gewährte, einen großen Hund auf einem Pferde, und dieses von dem bespornten Reiter geführt zu sehen, höchst komisch und Lachen erregend wirkte, und einen Schweif der Straßenjugend ansammelte, der immer größer wurde, Leute an die Fenster lockte, und überall die größte Heiterkeit hervorrief, wodurch Leonhards üble Stimmung immer mehr gesteigert wurde. Der jugendliche Begleiter legte zwar jede Theilnahme an den Tag, sah sich aber doch mitgetroffen von dem augenblicklichen Fluche der Lächerlichkeit und fluchte daher in jungstudentischer Weise etwas von gottverdammten Philistern und vom vermaledeiten Rattennest, was indessen an der Hauptsache nicht das mindeste änderte. Zum Glück ist Frankenhausen nicht groß, seine Straßen sind nicht lang, bald war der Markt und mit ihm ein wohlversehenes Gasthaus, das die seltsam erscheinende kleine Caravane in seinen Schutz und Schirm nahm, erreicht.

Leonhard sandte sogleich nach einem Thierarzte; dieser kam, untersuchte Tiro, fand keine wichtige Verletzung, nur Luxation einiger Gelenkbänder, verordnete ein kühlendes Mittel, eine Salbe zum einreiben, und erklärte, daß der Hund einige Tage

lang ruhen müsse. Wenn er laufe, so werde er stets lahm bleiben. Fahren werde ihm nicht schaden, wenn er in einem Wagen recht weich gebettet liege.

Da nun Leonhard der Hund überaus werth war, wie jedem rechten Jäger der seine, wenn er etwas taugt, so faßte er einen raschen und praktischen Entschluß, praktisch deshalb, weil es auf die Länge ungemein mißlich ist, zu Zweit mit einem Pferde zu reisen, denn mit einem Pferde, und wenn es noch so sanften gemächlichen Schritt geht, Stundenlang Schritt zu halten, gleicht dem, was die Sprache der Turner einen Dauerlauf nennt, und ein Dauerlauf mag noch so angenehm sein, er wird deshalb doch nicht jedermanns Liebhaberei werden. Leonhard erkundigte sich bei dem Wirthe, ob er nicht vielleicht ein einspänniges Wägelein zum Verkaufe wisse, und der Wirth wußte nicht nur eins, sondern hatte selbst eins, und da man zu Abend ein schmackhaftes Gericht Frankenhäuser Krebse in Salzsoole gekocht, speiste, und einige Flaschen Wein dazu leerte, so machte sich der kleine Handel in einer Weise ab, die jeden Theil zufrieden stellte. Leonhards Pferd war bereits gewohnt, nicht nur als Reit- sondern auch als Zugpferd zu dienen, und so wurde die Abfahrt auf den andern Morgen festgesetzt.

Christoph Wurzer war wie besessen vom Dämon der Rache, die er Leonhard geschworen, von jenem Abende an, wo er die obschon im hohen Grade verdiente Mißhandlung durch jenen im großen Bruch erlitten, wo er gleich darauf für feindlichen Angriff einen Schuß in die Brust bekommen, von dem er nur wie durch ein Wunder geheilt, erstand. Es war ihm gelungen, nachdem er sich in jener Gegend und dann auf dem Harze noch ziemliche Zeit streunend umhergetrieben hatte, die geringe Stellung eines fürstlich Schwarzburg-Rudolstädtischen

Forstläufers zu erlangen, und sein Wohnort war Rottleben, in der Nähe von Frankenhausen.

Jahre waren vergangen, jeden Fremden, dessen Stoffel irgend ansichtig wurde, hatte er lauernd betrachtet, immer und immer hoffend, einmal werde der Verhaßte ihm vor die Augen treten. Und nun, auf dem Rathsfelde, sah er den Mann geritten kommen, den sein Auge jahrelang gesucht, ein Schreck fuhr ihm durch die niederträchtige Seele — er prüfte scharf, ob er sich nicht irre — er näherte sich der Laube, in welcher die Reisenden zu dem Jäger sich gesellten, er hörte Leonhard sprechen, und war nun seiner Sache völlig gewiß, denn selbst die vom Herrn Pathen angelernten eigenthümlichen Schimpfwörter, die auf allerlei Thierschwänze sich bezogen, und von denen er damals im Bruch eine ziemliche Anzahl zu vernehmen bekommen, kehrten jetzt, auf die Franzosen in Anwendung gebracht, im Munde des bereitwilligen Erzählers wieder.

Nun wollte Wurzer wissen, wer der von ihm bis auf den Tod gehaßte Fremde sei, woher er komme, wohin er gehe? Dieß zu erfahren, schien der junge Begleiter zweckdienlich, daher das bereitwillige entgegenkommen, das dreiste sich andrängen, und dann, da er nichts vollständiges erfuhr, obschon, was er erfahren, genug war, ein wüthender Groll, eine tolle Wuth, die zum Entschlusse trieb, das eigene Leben auf das Spiel zu setzen, um ein fremdes der Jahre lang gehegten Rache zu opfern.

So begab sich Wurzer in Hast nach seinem Lauerort, so faßte er seinen Mann fest aufs Korn, so traf und schreckte ihn, im Begriffe loszudrücken, der Hund, der ihn gewittert — nach einer Weile da er sich unverfolgt sah, stand Wurzer wuthzitternd hoch am bewaldeten Bergesabhang, an einer Stelle,

die freie Aussicht auf das mit seiner Saline friedlich im Thale der kleinen Wipper hingebreitete Städtchen und die Nachbarorte bot.

Da sah er Leonhard und Christian nebst ihren Thieren aus dem Walde treten, sah, wie Christian das Pferd am Zügel führte, und wie Leonhard den Hund mühsam auf den Armen trug, und er knirschte, daß seine Kugel ihres so sicher im Visir gehaltenen Zieles verfehlt, und zwar durch den Hund, den schwer genug getroffen zu haben, der wilde Mordgeselle sich grausam freute.

„Also nach Weissensee — morgen? — Gut! Unter der Sachsenburg wächst viel dickes Gebüsch hart am Weg. Zur Unterburg bin ich in ein Paar Sprüngen — das Gemäuer deckt mich, dann zur Oberburg hinan — dann tief in den Grund, und in die öde menschenleere Hainleite hinein — und zur Nacht erst ganz gemächlich nach Hause!“

Dieß war Stoffel Wurzers Selbstgespräch und neuer verderbenschwangerer Mordplan.

Es dämmerte kaum, als der Forstläufer mit seinem Gewehre durch herbstlichen Nebel über den nordöstlichen Kamm der Hainleite hinrannte, und den alten ehrwürdigen Mauern der Sachsenburg nahe kam, doch verfolgte er zunächst einen Pfad, der sich nach Oldisleben zu zog. Dort stand er spähend auf einem Vorsprunge über dem Thale, und konnte bis an das alte Thor von Frankenhausen sehen, ja, da es heller wurde, jeden Wanderer gewahren, der aus dem Thore den Weg nach dem Dorfe Seehausen einschlug, und von diesem Dorfe auf Oldisleben zuschritt. Sah er — so war sein Gedanke: den Reiter und den Fußwanderer, wie er gestern beide auf dem Rathsfelde ankommen gesehen, des Weges ziehen, dann wollte er die rechte Zeit ersehen, und sich zwischen Oldisleben und

der Sachsenburg an den linken umbuschten Bergabhang in den Hinterhalt legen, und diesesmal seinen Mann sicher treffen, dem Sinkenden zuschreien: Denke an den großen Bruch und deine Heldenthaten dort! — und dann eilend verschwinden. Die Wege der Thäler belebten sich bald. Es war zufällig an diesem Tage Jahrmarkt in dem Städtchen Heldrungen, und es zogen dorthin die Schaaren von Verkäufern und Käufern aus der nahen Umgegend, der goldenen Aue, von ersteren namentlich viele aus Frankenhausen. Da folgte ein einspännig bespanntes Wägelein nach dem andern mit Schuhmachern, Kammachern, Nagelschmieden, Kurzwaarenhändlern und dergleichen, auf welche alle nicht zu achten war, und immer noch strengte Stoffel Wurzer von seiner Höhe die Augen an, die bewußten Reisenden aus dem Thore kommen zu sehen, die schon längst in dem am vorhergehenden Abend erhandelten Wägelchen, in welchem Tiro weich gebettet lag, mit andern des gleichen Weges fuhren, aber in Oldisleben von der Straße nach Heldrungen ab, und in das romantische Thal einlenkten, in welchem nahe bei dem genannten merkwürdigen Klosterort die Straßen sich scheiden, eine nach Schloß-Heldrungen, die andere in die Thalpforte einlenkt, welche die Ausläufer der Hainleite links, die des Schmückegebirges rechts bilden, und innerhalb welcher die größere Wipper sich mit der Unstrut vereinigt.

Die Wägelein alle hatten ihre Verdecke in die Höhe geschlagen oder waren mit Tüchern überzogen, denn der Morgennebel schlug sich als ein feiner Regen nieder, der immer dichter wurde und zuletzt die Aussicht völlig einschleierte. So wurde durch eine höhere Fügung selbst durch sein Leiden der treue Tiro noch einmal der Lebensretter seines Herrn, denn daran dachte Stoffel Wurzer in seiner Mordsucht und seiner

Wuth nicht, daß heute einer durch ein Thor einer Stadt einreiten, und am andern Morgen durch ein anderes herausfahren kann. Lange stand er, lange harrte er, vielen Schnapps trank er, es kam kein Reiter, folglich war, so glaubte er richtig zu schließen, der Reisende noch in der Stadt zurück geblieben, und nun stieg Wurzer nach Oldisleben hinab, und wanderte nach der Stadt zu, wo er zunächst in den ersten Gasthof trat, sich ein Glas Branntwein reichen ließ, und beim Hausknecht, den er kannte, Erkundigungen einzog, welche Fremde da seien, oder über Nacht da gewesen? Da erfuhr Wurzer denn sogleich die Sachlage, die ihn mit wüthendem innern Grimm erfüllte. Er that als wolle er sich auf den Namen des Fremden besinnen, den er kenne und auf dem Rathsfelde gesprochen habe, und veranlaßte dadurch den Hausknecht, daß dieser den Kellner bat, im Fremdenbuche nachzusehen, wie die beiden Reisenden geheißen haben? Durch diese List hoffte Wurzer, Namen und Wohnort des auf den Tod gehaßten Mannes zu erfahren. Allein auch dieß sollte ihm nicht glücken, denn mochte Leonhard selbst nicht deutlich genug geschrieben haben, oder hatte der Kellner falsch verstanden, es war nichts anderes zu lesen, als Bonhard, Forstbeamter und Studiosus Aster aus Helmstädt. Christoph Wurzer schrieb sich indeß beide Namen auf, und schwur sich zu, seinem Feinde ferner nachzuforschen, und sollte er selbst die weite Reise nach Helmstädt machen müssen. Vorläufig stand er von der Weiterverfolgung ab, denn wenn er auch der Spur des Verhaßten folgte, so mußte er gewärtigen, auf kurfürstlichem Gebiete, wenn er dasselbe als auswärtiger Forstbedienter mit einem Gewehre betrat, vom ersten besten Landreiter angehalten und in Unannehmlichkeiten verwickelt zu werden.

Die Gefahr, die wie ein drohendes Damokles=Schwert über seinem Haupte hing, nicht im entferntesten ahnend, froh über des guten Hundes Besserung, der so gemächlich wie nur möglich gebettet war, saß Gottfried im Wägelein rechts neben Christian und fuhr von innen, unter dem übergeschlagenen Verdeck. Er unterließ nicht, den jungen Begleiter auf manche Merkwürdigkeit jener Gegend aufmerksam zu machen, die er aus Chroniken und andern Büchern kannte. Daß Seehausen den Namen von einem vormaligen großen See trage; Oldisleben ein berühmtes Kloster gewesen sei, aus Reue gegründet von der Pfalzgräfin Adelheid, die dem Thüringer Landgrafen, der ihren ersten Mann meuchlings ermordet, sich vermählte. Die Thalenge, in welche der Weg einlenkte, die sich aber bald zum Blicke über eine fruchtreiche Ebene erweiterte, sei von Riesen gegraben worden, damit die Wasserfülle, die in der Vorzeit noch die ganze thüringische Platte bedeckt, habe hindurchfließen können. Von der Schmücke und Finne bis nach Erfurt, sei alles ein großer schiffbarer See gewesen, daher trügen eine Menge Orte auch noch, gleich wie Seehausen, verwandte und an Gewässer erinnernde Namen, wie Weissensee, Gebesee, Schwanensee, Seega, Schilfa, Rohrfora und andere, der große und kleine Weissensee und Schwanensee*) seien die letzten Ueberreste jenes gewaltigen Binnenmeeres der deutschen Urzeit. Im Dörfchen am Fuße der Sachsenburg gab Leonhard seinem Pferde ein kleines Futter, damit Christian Zeit gewinne, die Trümmer der alten Doppelschirmhuth dieses Gaues zu ersteigen, deren Aufbau die Sage hoch hinauf in jene Zeiten reichen läßt, die vom Untergange des thüringischen Königreiches singen und sagen. Noch

*) Jetzt auch nicht mehr vorhanden.

immer führe die Oberburg im Volke den Namen H a k e n b u r g von jenem mannhaften Sachsenführer Hak, oder Haugk, der bei Scheidungens Fall sich hervorthat, und kleine Versteinerungen, die man droben finde, erhielten durch ihren Namen: Bonifaciuspfennige, fortwährend noch das Andenken an den thüringischen Heidenbekehrer im Volke lebendig.

So wurde diese gemeinsame Reise für den angehenden Studenten lehrreich und angenehm zugleich. Gottfried Leonhard hatte offenbar Sinn für alles Merkwürdige der Orte und Gegenden, mochte es von der Geschichte oder von der Natur oder vom gewerblichen Leben dargeboten werden. Daher wurden die Papiermühlen zu Kindelbrück, wohin man nun gelangte, ebenso wenig unbesehen gelassen, als in Weissensee, dem Orte der Mittagsrast das alte, dem Ruin entgegen reifende Schloß, und in Tennstedt, über welches damals noch die Straße führte, die Fabrikation eiserner Waaren auf kaltem Wege. Obschon die Fahrstraßen zu jener Zeit nicht so gut waren, wie in der jetzigen, so hatte der kurze Regen des heutigen Morgens diese offene Gegend überhaupt nicht berührt, und es fuhr sich leicht und schnell durch die wohlangebauten meist schon abgeärnteten Fluren dieses Flachlandes hin, das der Höhenzug der Thüringer Waldberge in blauer Ferne begrenzte, zumal der Wagen außer dem geringen Gepäcke der Reisenden nur noch mit Sattel und Zeug vom Pferde Leonhards belastet war. Zur linken blitzten die Fluthen des Schwanensee's und endlich sahen die Reisenden im Abendgolde hohe Thürme ragen; weithin an den Fuß waldiger Höhenzüge gelagert, dehnte eine mit Citadellen gekrönte Stadt sich aus, bald konnten die Schläge feierlich lautender Thurmglocken vernommen werden, und erreicht war E r f u r t, die uralte thüringische Metropole.

Da gab es denn noch am Abende, wie auch am andern Morgen gar vieles zu schauen und zu bewundern; Dom und große Glocke, Severistift und Waisenhaussammlung, Luthers Zelle und ein Todtentanz in lebensgroßen Oel-Bildern, die vielbesuchte Milchinsel und der Dreienbrunnen mit seinen berühmten Brunnenkreßklingern. Gern gönnte Gottfried dem jungen Freunde das Anschauen dieser Merkwürdigkeiten und seinem Pferde die längere Ruhe, und war freudeerregt, daß, als er in das Gasthaus mit Christian zurückkehrte, Tiro jetzt von seinem Lager sich erhob, und mit schweifwedelndem Schmunzeln an beiden aufzuspringen versuchte, was dem treuen Thiere auch schon wieder recht leidlich gelang.

10.

Verlobung.

Die Reisenden verließen Erfurt, wo sich der Betrachtung so vieles anziehende darbot, erst gegen Mittag und fuhren über Dietendorf nach Arnstadt. Am Wege unter der befestigten Citadelle Cyriacsburg wurde nicht versäumt, das gothische Sibyllenthürmchen zu beschauen, ein Denkmal um welches die Sage des Volkes ihr graues Schleiergewebe gesponnen. Die Reise setzte sich durch das anmuthige Thal der Gera fort, durch blühende Orte, wie Kornhochheim und Dietendorf, durch idyllisch liebliche Fluren, über das reizende Molsdorf, mit dem herrlichen Schlosse des Grafen Gotter und einem umfangreichen Lustgarten im holländischen Geschmack, mit steifen

Alleen von Taxusbäumen und rauschenden Wasserkünsten, wo viele tausend Herzen schon sich gefreut, und belebt vom Pulse der Liebe höher geschlagen; von da über den alten Kloster- und späteren Herzogresidenz-Ort Ichtershausen, und immer der munter plaudernden Gera entgegen nach dem freundlichen Arnstadt, das am Fuße seines Aaren-Berges und an dem Hochrücken seiner Altenburg friedlich hingebreitet liegt, mit stattlichen Thürmen, ein seit grauen Zeiten gepriesener Fürstensitz.

Dort bekam das Pferd Gottfrieds wieder behagliche Ruhestunden, denn es mußte die alte Liebfrauenkirche mit ihren sagenumklungenen Thürmepaar, einer romanisch, der andere gothisch neben einander aufgegipfelt, und innen schöne Denkmäler schwarzburgischer Grafen, darunter jenes Günther des Streitbaren und seiner Gemahlin besehen werden. Das curiose Montplaisir, eine Sammlung von allerhand Künsteleien und Naturproducten, und das große Christophbild an der Wand eines stattlichen Hauses auf dem Rieth, endlich auch die weitberühmte Günthersmühle, außen mit dem an einer Kette baumelnden steinernen Kopfe eines Mehldiebes, innen mit einem dreizehnten Mahlgange, auf welchem der Teufel in der Mitternachtsstunde mahlt, und zuletzt der fürstliche Lustgarten und die schöne Grotte, das alles durfte nicht unbesehen bleiben, wenn man mit Nutzen und Vergnügen reisen wollte. Die heutigen Dampfwagenflugreisen gewähren beides bei weitem nicht in dem Maßstabe der gemüthlichen alten Zeit, sie führen blos schnell von Ort zu Ort, und sind nur für den Eilreisenden von unschätzbarem Werth.

Von Arnstadt aus wurde ein liebliches Thal erreicht, welches schon die Muse des heimischen Quellensängers Valerius Neubeck, eines geborenen Arnstädters, verherrlichte.

„Südwärts über der Stadt, die vom edlen Aare den Namen
Führet, da krönt Steineichengehölz die Gebirge des Stromthals,
Hier fließt, kühler im Schatten, die silberblinkende Gera
Ueber gelblichen Kies. — —
Allein mit gehaltener Eile
Wallet der Strom in Plauens arkadischen Hirtengefilden.“

Nur müßte es Plaue's heißen. Dort wurde die alte Ruine der Ehrenburg erstiegen, und in ihrer Thorhalle ein Strauß herrlich rosenroth erblühender Lavatera thuringiaca gepflückt, deren Blüthenpracht hier in der Trümmereinsamkeit wild wachsend zu entdecken, den im Schooße der Blumengöttin gleichsam aufgewachsenen Jüngling erfreute, da er diese Pflanze noch gar nicht kannte. Hätte er vollends gewußt daß beim nächsten Dorfe, dem einzigen zwischen Arnstadt und Plaue jener herrliche Goldenzian ebenfalls wild wächst, den Matthisson den Scepter der Blumenkönigin nannte, so würde sein botanisches Entzücken noch größer gewesen sein.

Nach kurzer Fahrt in ein grünes Thal einbiegend, auf das die Herbstflora noch ein reiches Blumenfüllhorn ergossen hatte, und über dem auf kahlen Höhen einsame Birnbäume voll grünender Mistelbüsche standen, zeigte sich schon wieder eine zerstörte Ritterburg dicht über dem Dorfe Liebenstein, worauf der bedeutende Wald-Ort Gräfinau, und hinter diesem ein einsames fels- und wasserreiches Gebirgsthal erreicht wurde, das die Sieglitz heißt. Oft zog der beschwerliche Weg so steil empor, daß beide Reisenden ausstiegen, und zu beiderseitiger großer Freude wollte auch Tiro sich nicht mehr in dem Wägelein halten lassen, sondern den gewohnten Waldgang wieder in Uebung bringen. Gute Gespräche und muntere Scherze würzten die Reise; begegnende Waldleute

wurden freundlich begrüßt, und so traten nach ziemlich lange andauerndem Steigen vorbei an jungen Fichtenschonungen, in denen Schnee und Windbruch manchen Schaden verübt, endlich die Häuser des hochgelegenen Ortes Oberhof in Sicht — dessen Wirthshaus eine sehr lebhaft besuchte Fuhrmanns-Herberge war, die aber längst verschwunden und durch ein neues stattliches Haus ersetzt worden ist. Dort mit dem sinkenden Abende anlangend, wurde zur Nachtrast eingekehrt, um dann am darauf folgenden Morgen bei guter Zeit das Reiseziel zu erreichen. Ein beschwerlicher, jetzt längst nicht mehr befahrener Zickzackweg führte tief und immer tiefer vom steilen Abhange des Gebirgskammes, über den die alte Riesenschlange des Rennsteigs sich Tagereisen lang hingeringelt, tief hinab in den Thalkessel von Suhl, wo ein einzeln gelegenes Gasthausgehöft: „Zum fröhlichen Mann", die Reisenden einlud. Und wer mit Schiff und Geschirr auf diesem Wege nicht gestürzt war und Hals und Beine gebrochen hatte, konnte allerdings auch ein fröhlicher Mann sein. Der heutige Thüringerwaldreisende hat gar keine Ahnung mehr von den Gebirgswegen, wie dieselben früher waren. Jetzt fährt man auf herrlichster Hochstraße von Oberhof nach Zella nieder — über den fröhlichen Mann führten kaum noch Waldwege, und die reisende Welt berührt ihn selten.

Bald war Zella, bald auch Mehlis mit seinem dampfenden und pochenden Eisenhammer und der sprühenden Schmelze durchrollt; die Lichtenau kam rasch abwärts geflossen, das muntere silberblitzende Bergflüßchen, als wollte sie sich zur Geleiterin und Wegweiserin anbieten. Durch ein duftfrisches wundervoll grünendes, zu beiden Seiten mit dichtem Laubwald bewachsenes Thal zog der Weg, und endlich zeigte sich das

ersehnte Benshausen, das Reiseziel, den Augen, und höher klopften die Herzen.

Am Gasthaus ward angehalten, das Pferd in Obhut gegeben, das Wägelein eingestellt. Völlig waren die Reisenden noch immer nicht am Ziele. Man mußte noch durch den ziemlich langen häuserreichen Ort wandern, durch den mitten hindurch das Thalflüßchen einen seiner Arme ganz traulich rinnen ließ, welcher sich ein Bette, das zugleich an vielen Stellen Weg war, nicht gar zu bescheiden schmal, sondern möglichst breit, aber flach, selbst geschaffen hatte. Tiro freute sich ausnehmend des gastlichen Flüßchens und badete sich in ihm nach Herzenslust, trieb mit den Stammgästen desselben, schnatternden Enten und Gänsen neckisches Spiel, und brachte sie zu wilder Flucht, hatte aber auch dagegen Kämpfe mit ihn feindlich bedrohenden Dorfhunden tapfer zu bestehen, und mehr als ein Pfiff und Ruf seines Herrn war nöthig, den vierfüßigen Begleiter daran zu erinnern, daß sogar für einen solchen Ruhe, will sagen: Ruhe halten, die erste Bürgerpflicht sei.

Die Reisenden hatten geglaubt, der Hammer, der zu Sophiens Aelternhaus gehörte, werde thalaufwärts liegen, allein sie waren eines solchen Gebäudes nicht ansichtig geworden, und waren auf Befragen beschieden worden, daß sie noch eine kleine Strecke thalabwärts, links am Berge, das bezeichnete Haus finden würden, worauf sie denn, aus dem Orte endlich tretend, sogleich jenes von Kohlendampf geschwärzte Gebäude erblickten, und den pochenden Pulsschlag des schönen Wiesenthales der Lichtenau näher und näher vernahmen, bis sie das Wasserrauschen des gewaltigen Schaufelrades hörten, das den gewichtigen Hammer in Bewegung setzte.

Auf einer nahen Wiese rechte ein ländlich hübsch gekleidetes Mädchen in Gesellschaft anderer sehr fleißig Grummet,

und bald erkannten die klaren Augen beider Reisenden die Jungfrau Sophie. Der junge Vetter schlich sich leise hinter sein Bäschen und hielt ihr plötzlich die Augen zu; Sophie kreischte, die anderen Mädchen kreischten, Tiro schlug an, es war eine lustige ländliche Scene. Sophie sollte rathen, wer sie umfangen und zugleich geblendet halte, und rieth nun eine Menge Namen ihrer Bekannten des Ortes und der Nachbarschaft, bei deren Anhören es Gottfried fast überlief, weil ihm dieser Bekannten viel zu viele dünkten, bis endlich Christian, auf den sie doch nicht rieth, sie losließ und in die Arme preßte, darüber sie noch mehr erschrak, denn in den unterdeß verflossenen Jahren war Christian entwickelt, voll und männlich geworden, doch waren seine in die Verwandtschaft fallenden Züge zu kenntlich, um lange in Zweifel darüber zu bleiben, daß er zu seinem Thun eine freundvetterliche Berechtigung habe. Jetzt erst, nachdem sich Christian die ihm gebührenden Willkommenküsse von den süßen Lippen gepflückt, sah Sophie noch einen Mann, einen schmucken beschnurrbarteten Jäger vor sich stehen, erkannte ihn nicht alsbald, dann wurde sie von hoher Gluth überlodert, blickte verwirrt zur Erde, und duldete es sittig verschämt, daß auch Leonhard einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen preßte. Mächtig bewegte ein bräutliches Gefühl das gute Mädchen. So war er denn da, der so lange treu und still Geliebte, war treu, und hatte gewiß nicht ohne ernste Absicht die weite Reise zu ihr gemacht.

Der Sophien entfallene Grasrechen blieb ruhig liegen, sie führte die Geliebten dem Aelternhause zu, und verkündete zugleich mit lieblichem Erröthen, daß die Mutter nicht zu sprechen sei, weil — weil — sie vor wenigen Tagen ihr noch ein munteres und kräftiges Brüderchen geschenkt habe. Der Vater

aber werde sich herzlich freuen, sie wolle ihn gleich rufen. Damit enteilte Sophie in das Haus.

„Gieb Acht! da wirst Du Gevatter, mein Herzens Christian!“ lachte Gottfried. „Ich aber komme ungelegen, werde darüber verlegen, und —“

„„Wo denkst Du hin, Gottfried?““ widerlegte Christian. „Wir kommen ja gerade recht zur Kindtaufe. Es wird Freude sein im Israel, und es kann, obschon wir keine verlorenen Söhne sind, immerhin ein Kalb geschlachtet werden, ja es sollte mich wundern, wäre dieß nicht schon geschehen, denn was mir bei uns das Bäschen erzählt hat von den Gebräuchen ihrer thüringischen Heimath, läßt auf große Kindtauffeierlichkeiten auch hier schließen, wenn Gott giebt, daß alles nach Wunsche geht.“

Jetzt trat Sophie mit ihrem Vater und einer Anzahl jüngerer Geschwister aus dem Hause, und die Ankömmlinge wurden mit Herzlichkeit willkommen geheißen. Der Vater Sophiens war ein kernhafter Mann, stattlichen Ansehens, und hatte den Typus des Harz- und des Thüringer-Wäldler Volksschlages glücklich in sich vereinigt, doch war derselbe von ziemlich ernstem Wesen, und mehr trocken, als zu Scherz- und Neckelust geneigt.

Gottfried Leonhard wurde nun von dem jungen Neffen, nach dem alle verwandtschaftlichen Grüße ausgerichtet und alle Berichte über das Befinden werther Personen zu Helmstädt wie zu Wernigerode mitgetheilt waren, als ein langjähriger Freund Christians vorgestellt, der sich schon dem Knaben Christian freundlich und gütig erzeigt, jetzt aber auf der Reise sich ganz besondere Verdienste um den angehenden Studiosus erworben habe, und daß Herr Leonhard auch Sophiechens Bekanntschaft bereits zu Helmstädt gemacht, war leicht abzusehen. Der Besuch wurde nun in das Haus geführt, durch Sophiens

wirthlichen Eifer ein Imbis herbeigeschafft, und die Unterhaltung kam durch Fragen und Berichte bald in besten Gang.

Gottfried Leonhard war nun während seines mehrtägigen Aufenthaltes in Benshausen der tägliche Gast im Aelternhause seines jungen Freundes. Sophie war mit dem sprechend ähnlichen Bilde des Geliebten von ihm selbst gemalt, auf das höchste überrascht und erfreut worden, und barg es vor den Augen aller Welt heimlich im stillen Kämmerlein. Kein kritelnder Hohn traf dieses zweite Gemälde.

Ein öffentliches und ein Familienfest fielen in diesem Herbst zusammen. Es war die stets hochgehaltene Kirchweihe des Ortes und an deren Haupttage die Taufe des jungen Weltbürgers, dem es später beschieden war, hinlänglich die Welt zu sehen, die Becher der Noth und der Sorge, die Becher der Lust und der Freude zu kosten und zu leeren, und mehr zu erfahren, als mancher kritische Dünkelmann, der mit anmaßender Einseitigkeit jenes bewegte Leben und dessen erfolgte harmlose Schilderung angeschnüffelt hat.

Am Tage dieses Doppelfestes war es nun, daß, nachdem der Zug aus der entlegenen Kirche wieder auf den heute feiernden Hammer zurückgekehrt war, welcher Zug aus dem Täufling und der diesen tragenden Hebamme, den erkorenen Pathen und Pathinnen, unter denen allerdings Christian war, dem Kindesvater, den jüngeren Geschwistern und mehreren Angehörigen des Hauses bestand — Herr Gottfried Leonhard Anlaß nahm, vor Sophiens Vater und Mutter hinzutreten, und feierlich um die Hand ihrer Tochter anzuhalten. Beide Aeltern, ohnehin in christlich frommer, feierlich bewegter Stimmung, wurden noch bewegter; es ist ja ein solcher Augenblick so folgenschwer, so überaus wichtig, Aeltern sollen nach dem Gebote der sittlichen Weltordnung ein mit Mühe und Sorgen

aufgezogenes, geliebtes Kind von sich scheiden sehen; dieses Kind solle dem Manne folgen, anders wird sich nun das Leben des Hauses gestalten, enger wird der bisherige Kreis, und einer verhüllten, unbestimmten Zukunft geht die geliebte Tochter entgegen.

Besonnen erwiederte Sophiens Vater: „Ihr Antrag, Herr Leonhard, muß uns ganz ehrenwerth erscheinen, doch fühlen Sie selbst, daß derselbe zu wichtig ist, um nicht zuvor der reiflichen Ueberlegung von unserer Seite zu bedürfen, wenn wir auch voraussetzen müssen, daß Ihrerseits diese reifliche Ueberlegung dem Entschusse, um die Hand unserer Tochter Sophie anzuhalten, vorausgegangen sein wird. Sie lernten Sophien in Helmstädt, als sie dort zum Besuche war, kennen und lieben, Ihre Liebe fand Erwiederung; Sie blieben Sophien treu, und wollen sich mit ihr verheirathen. Sind Sie aber auch des Sprüchleins eingedenk gewesen:

Ach, wie viele Gaben
Will der Hausstand haben?"

„Man lebt in der Ehe nicht von Luft und Liebe, mit einem Worte, Herr Leonhard, worauf wollen Sie Ihren Hausstand begründen. Sie sind Forstmann, wie ich hörte und wie Ihre Kleidung darthut, aber in welcher Lage eines solchen? Sind Sie Jägerbursche oder etwas mehr?"

Leonhard lächelte, und zog ein Papier aus der Brusttasche seines grünen Forstrockes, das er dem Sprechenden hinreichte, dieser entfaltete dasselbe, es war ein Patent, mit dem Herzoglichen Braunschweigischen Ministerialsiegel untersiegelt, und des Inhaltes, daß der von Gottes Gnaden regierende souveraine Herzog zu Braunschweig und Lüneburg ꝛc. ꝛc. Carl

Wilhelm Ferdinand den Gottfried Leonhard, gebürtig aus Helmstädt, wegen besonders geleisteter ausgezeichneter Dienste in dem Feldzuge von 1793 und 1794, sowie wegen als gewesener Büchsenspanner und Leibjäger bei des Herzogs höchster Person an Tag gelegter besonderer Treue und Anhänglichkeit und Kraft gegenwärtigen Decretes zum Herzoglichen reitenden Förster ernenne, und demselben in höchsten Gnaden und zum Zeichen besonderer Zufriedenheit die erledigte Forstei zu Neustadt unter der Harzburg verleihe. Ein sehr anständiger Gehalt mit Inbegriff zahlreicher damals üblicher sogenannter Emolumente oder Dienstnutzungen, die bei Forsteien bezüglich des Holzes und Wildes äußerst ergiebig waren, war zugleich mit ausgesprochen, und das in aller Form ausgestellte Anstellungsdecret vom regierenden Herzoge höchsteigenhändig selbst unterzeichnet.

Das war nun freilich ein Gewicht in die Wagschale von Leonhards und Sophiens Hoffnungen — die Aeltern zogen sich zur Berathung unter sich und mit der Tochter zurück, und am Abende war Sophie eine glückliche Braut, von welchem neuen freudigen Ereigniß im Hammer die Kunde bald genug durch den Ort und über alle wimmelnden Tanzplätze flog, denn da wurde getanzt von drei bis vier verschiedenen Reigen-Genossenschaften, an eben so viel verschiedenen Plätzen, ebenso viele Tage lang, und die Kirmesfreude juchheite von einem Ende des langgestreckten Waldortes bis zum andern! Da auch Sophie zu einer der vereinten Tanzgesellschaften Einladung erhalten hatte, so war ihr der Stolz und die Freude wohl zu gönnen, mit dem sie, Glück im strahlenden Auge, am Arme ihres Bräutigams in den Reigen trat, wo sie von einer ganzen Schaar glückwünschender Freundinnen alsbald sich umringt sah.

Es wurden indessen nur einige Ehrentänze des beglückten Brautpaares auf öffentlichem Platze aufgeführt, dann wieder nach dem Hammer gezogen, um dort festlich froh den Abend zu verbringen im Kreise der zahlreich geladenen Kindtaufgäste. Auch dort fehlte zum Schlusse der Tanz nicht, ein Klavier war vorhanden, freilich kein Wiener Flügel, eine Violine hing an der Wand, eine Zither nicht minder, bald fanden sich musikalische Kräfte, und an tanzenden Paaren fehlte es nicht, zumal ja auch in dem Vetter aus Helmstädt ein heiterer und bald gefeierter Mittänzer dem frohen Kreise gewonnen war.

Am andern Tage wurde eine Nachfeier des Kindtauf- und Kirchweihefestes gehalten, wobei es abermals an keinerlei angenehmer Leibesnahrung und Nothdurft fehlte, und im gemüthlichheitern Kreise theilnehmender, trinkender und rauchender oder vielen Kuchen essender Zuhörerschaft wurde dem Bräutigam willkommene Gelegenheit, über sich selbst manche Mittheilung zu machen, denn allen lag daran, etwas von den Erlebnissen des Mannes zu erfahren, der, ein Fremder, das Band naher Verwandtschaft hier anknüpfen wollte.

Gottfried konnte rasch über seine erste Jugendzeit hinweggehen, doch ließ er nicht unerwähnt, daß der berühmte Professor, dessen Famulus sein Vater sei, ungeheuere Reichthümer besitze, was Christian nach bestem Wissen bestätigte. Auch mit seinem, ihm bisher nicht sonderlich lieben Vornamen söhnte Förster Leonhard hier sich aus, denn der am Tage zuvor getaufte jüngste Sohn des Hauses hatte von einem sehr ehrenwerthen Pathen sogar den alttestamentlichen Namen Daniel empfangen, und in der Gesellschaft war mehr als ein Matthias, Tobias, Elias und Jeremias anwesend, die alle mit ihren veralteten Taufnamen ganz wohl zufrieden waren.

Mit Vorliebe verweilte um so länger Leonhard bei der Schilderung seiner soldatischen Erlebnisse.

„Ja, unter unserm „Alten, wie wir alle unsern herrlichen Herzog Carl nennen,“ erzählte Leonhard: „da war gut Soldat zu sein; Schade, daß ich nicht früher unter ihm gestanden habe und stehen konnte, wie er an der Spitze der tapfern Preußen und Braunschweiger die Holländer klopfte, und dem Hause Nassau-Oranien den Thron festete. Unser gnädigster Herr war der glänzende Mittelpunkt der damaligen Politik, um sein verehrtes Haupt strahlte der Glanz des Kriegerruhmes, und alles, vorzüglich aber der aus Frankreich geflüchtete Adel erblickte in ihm den Retter und Helfer, der ihn wieder nach seinem geliebten Kanaan zurückführen sollte, aus dem der Sturm der französischen Revolution ihn weggeweht hatte, wie welke Blätter. Unser Herr erließ sein gewaltiges Kriegsmanifest, das vielen so übel gefiel, die da sagten, ein Franzose habe es entworfen; unser Herzog habe es mißbilligt, zerrissen, verworfen, ein elendes einfältiges Machwerk genannt, und hinterdrein sei er doch gezwungen worden, dasselbe zu unterzeichnen. Das sind ein halbes Dutzend Lügen in einem Athem, denn unser Alter ist nicht der Mann, der etwas unterzeichnet, was er aus innerster Ueberzeugung für schlecht hält, und kein ehrlicher Fürst wird sich soweit erniedrigen — und wieder ist er nicht der Mann, der sich zwingen läßt, etwas zu unterschreiben, was er verwirft, folglich für nicht vereinbar mit seiner Fürstenehre hält. Das Manifest war gut und kräftig, und daß es den Herren Franzosen und ihrem revolutionären Anhang in Deutschland, den politischen Affen Frankreichs, nicht gefiel, war ja ganz natürlich und völlig in der Ordnung, es war ja gar nicht dazu gemacht, diesen zu gefallen. Hätte ein besserer Erfolg dasselbe gekrönt, so würde man es

als ein unsterbliches Werk deutschen Heroismus preisen, denn nicht nach dem Wollen, sondern nach dem Erfolg werden die Handlungen geschichtlicher Helden bemessen und beurtheilt."

„Viele tausende eilten zu den Waffen, ließen sich freudig anwerben, oder nahmen freiwillig Dienste, und es war keine verächtliche Armee, die jetzt gegen das aufwieglerische Frankreich zog, es war ein Heer von Einhundertundfünfunddreißigtausend Mann, das sich siegreich den Weg nach dem Herzen Frankreichs bahnte. Ich stand unter einer Compagnie braunschweigischer Scharfschützen. Wir hatten schon Longwy hinter uns, hatten Verdun genommen, und gingen in drei Colonnen über die Maas. Unser Alter befehligte das Centrum, General Clairfait befehligte den rechten Flügel unseres Heeres, Prinz Hohenlohe den linken. Wir hatten im General Dumouriez einen eben so tapfern als umsichtigen Gegner, der uns eine Zeit lang auswich, endlich aber am zwanzigsten September zweiundneunzig Stand hielt, und leider — uns schlug. Unser Alter hätte zwar dem französischen Heere wol noch die Spitze bieten können, allein er wollte nicht ohne Noth Mannschaften opfern, und gestattete den Rückzug, auf dem es uns erbärmlich genug ergangen ist. Im nächsten Feldzuge ging es gegen Carnot, und zwar Anfangs, wie das vorigemal, wieder mit Glück, zuletzt mit Unglück. Die Franzosen hatten eine neue Taktik ausgedacht, welche gegen die frühere, die noch im siebenjährige Kriege als das höchste galt, nicht aufkam. Indessen soll niemand sagen, daß unser Herr unrühmlich gekämpft habe."

„Die blutigen Tage bei Kaiserslautern vom achtundzwanzigsten bis dreißigsten November geben davon Zeugniß. Da ging es hart her, oft Mann gegen Mann, unser Alter immer im dicksten Gefecht, nur seine Leibschützen um ihn her. Mit

unseren Leibern deckten wir ihn. „Da diesen Hieb," — hier zeigte der Erzähler auf seine Narbe: — „fing ich auf für unsern Herzog Carl, ihm galt er; der ihn führte, führt keinen wieder. Der Alte rief mir noch zu, als meine Sinne sich verdunkelten, und ich einem Kameraden in die Arme sank: Schütze Leonhard! Das soll Dir vergolten werden! Und fort stürmte die Schlacht. Das war am Abende des dreißigsten. Jetzt endlich gaben die Franzosen Fersengeld — sie retirirten auf Homburg los und auf Zweibrücken. Ja wol — zwei Brücken brauchten sie, um über den Blutstrom zu kommen. Siebentausend Mann von der französischen Armee waren tod oder gefangen. Wir Deutsche zählten dreizehnhundert Mann Gebliebene. Kein General hatte so tapfer gefochten, solche Proben des Muthes gegeben, wie unser Alter. Aber es waren für ihn keine Lorbeeren mehr zu erringen. Das Reich war uneins, wie immer, Oesterreich traute Preußen nicht, und Preußen traute Oesterreich nicht — die alte Geschichte. Unsere Officiere waren auch gegeneinander wie Hund und Katze, keiner gönnte dem anderen eine Auszeichnung. Der Alte bekam es satt. Alle Tage ließ er sich nach mir im Feldlazareth erkundigen; als ich wieder sehen konnte und reden, kam er selbst, und sagte: Leonhard! Du bist nicht mehr Soldat, Du bist mein Büchsenspanner. Wir gehen nach Braunschweig zurück."

„Nachher bin ich nicht viel von des alten Herrn Seite gekommen, hab' ihm treulich gedient Tag und Nacht, war sein Kammerdiener, sein Jäger, sein Curier, was ich ihm nur an den Augen absehen konnte, das that ich. Neben seinem Schlafzimmer mußte mein Bette stehen. Mußt' ihm oft vorlesen, Geschichten von berühmten Helden und großen Schlachten. Oft kam er selbst auf meine Stube, und wenn er manchmal gegen andere grillig und grämlich war, was er auch Ursache

hatte, denn sein fürstliches Leben war nicht ohne Wermuth, gegen mich war er immer freundlich und gnädig. Einmal kam er auch und sah mich an meinem Bilde malen, und wunderte sich, daß ich malen konnte, und fragte, für wen das Bild bestimmt sei? Da sagt' ich's ihm offen, daß ich seit Jahren eine Geliebte habe, mit der mich zu verbinden, der größte Wunsch meines Lebens sei. Da machte der Alte ein trübes Gesicht und sagte: Ja ja — so geht's! Auch Du verlässest mich, und ich darf Dein Glück nicht hindern. Sage mir, was ich für dich thun kann, sag' es nur gerade heraus."

„Eure Durchlaucht, gnädigster Herzog und Herr — antwortete ich, und faßte mir ein Herz: „Wenn ich unterthänigst bitten dürfte: Eine Försterstelle!" —

„Topp! Sollst sie haben, mein Junge! sagte der Alte. Die erste, die in meinem Lande aufgeht. Sollst sehen, daß ich Verdienst zu belohnen weiß."

„Und nicht lange, so fügte es der Himmel, daß eine Veränderung entstand, daß der bisherige Förster zu Neustadt versetzt werden mußte, und so erhielt ich seine Stelle. Noch habe ich sie nicht angetreten, noch wollte ich mich zuvor umthun nach einer Frau Försterin — jetzt aber reise ich hin, ordne alles, und komme und hole mein Sophiechen aus dem schönen Thüringerwald in den schönen Harzwald."

Mit Theilnahme lauschte der Zuhörerkreis der Rede Leonhards. Allen gefiel der ernste, stattlich aussehende hübsche Mann, der mit der in sich selbst sichern Haltung des Kriegers den feinen ungezwungenen Anstand des Sohnes der fernhin treffenden Artemis verband.

11.

Der Zögling des Adepten.

Zu Helmstädt fand sich bald wieder ein Anlaß, der die Mehrzahl jener Freunde und Freundinnen um den Professor reihte, die sich die Fortsetzung seiner begonnenen Mittheilung über Benjamin Jesse und seinen Zögling nicht entgehen lassen wollten. Das zarte Gemüth der Frauen hatte schon begonnen, Antheil zu nehmen am Schicksale eines verwaisten Knaben, dessen Abkunft im Dunkel lag und der aus dem Garten einer wenn auch armen und mittellosen, doch nicht ganz freudlosen Kindheit in den verhüllten Raum einer dunklen Zukunft eintrat. Man fühlte sich mehr zum Schicksale dieses Knaben, als zu dem seltsamen und etwas unheimlich erscheinenden Alten hingezogen, der ihn in Pflege genommen, und hoffte nebenbei doch noch im Stillen auf die Offenbarung manches spagyrischen oder alchymistischen Geheimnisses.

Der Professor ließ sich nicht lange bitten. Gern mittheilend, wie er einmal war, und mit ungemein großem psychologischem Scharfblick begabt, las er aus den Augen der Zuhörerschaft deren Gedanken, und wußte so ziemlich genau, was jede einzelne Persönlichkeit hoffte und wünschte.

„Wir begleiteten" — fuhr der Professor in seiner ohnlängst unterbrochenen Erzählung fort: „den alten Herrn Jesse und seinen jungen, dem Waisenhause in Hamburg entführten Pfleg-

ling, bis in die kühle Flur eines altergrauen Steinhauses in entlegener, enger Straße, die einer im Judenviertel zu Prag, oder im Ghetto zu Rom aufs Haar glich. Aus dem Flur führte der alte Jesse den kleinen Benjamin Teelsu in eine Zelle, die äußerst einfach ausgestattet war, doch enthielt sie das nothdürftigste Geräth, ein sehr reinliches Bette; aus dem Fenster dieser Zelle aber bot sich eine Aussicht, wie sie sich nicht aus jedem Fenster der Hamburger Twieten bietet; man blickte in einen kleinen grünen Garten, dessen nicht beträchtliche Länge ein alterthümliches Gemäuer abschnitt, in dem Gemäuer aber war eine thürlose Pfortenöffnung, und dahinter lag Sonnenschein auf dem Grün, der das Gesträuch licht übergoldete, während auf dem Vorgrund die düstere Mauer tiefe Schatten warf."

„Es erschien eine alte Magd; diese schloß vor Benjamin eine leere Lade auf, entnahm dieser ein einfaches dunkles Linnengewand, und wieß ihn an, damit sich zu bekleiden, seine mitgebrachten Habseligkeiten aber in die Lade zu legen und sorgfältig aufzubewahren. Herr Jesse war weggegangen, kam aber bald wieder. Er hatte seine Staatskleidung abgelegt, und erschien in einem umgürteten aschenfarbigen Talar, der seinen Leib bis auf die Füße einhüllte. Sein kurzes weißes Hauptthaar, jetzt ohne Perrücke, deckte ein einfaches schwarzes Sammtkäppchen. Herr Jesse hieß Benjamin folgen, und zeigte diesem nun das Laboratorium, das gerade so und nicht anders aussah, wie die Laboratorien aus alter Zeit. Denken Sie sich das meine, das Sie, meine Hochverehrtesten, wol zumeist schon Ihrer Betrachtung werth hielten, und Sie haben die richtigste geistige Anschauung von jenem des alten Herrn Jesse. Das sollte nun der hauptsächlichste Schauplatz der Thätigkeit des jungen Knaben werden, und jener Hülfeleistungen, die der

alte Herr von ersterem als von einem frommen, treuen, eifrigen und geschickten Diener erwartete. Außer dem altmodischen, wunderlichen Destillirgeräth, den Büchsen, Specereigläsern, Tiegeln, Glas- und Kupferröhren, mit denen neben Kapellen, Reverberiröfen, eisernen Retorten, Tenakeln, Agitakeln, Kesseln und Pfannen, Kühlfässern und dergleichen Nöthigkeiten, deuteten auf einem Nebentischchen bereitstehende, gefüllte, zugebundene und bezeichnete Arzneigläser und Salbenbüchsen an, daß Jesse nicht blos ein chemischer Laborant, sondern auch ein praktischer Arzt sei, und zwar von denen, welche die Arzeneien selbst bereiten, sie dann den Kunden theuer aufdringen, indem sie dieselben ihnen in das Haus schleppen, und die Apotheker um ihren Verdienst bringen. Ich sage nicht, daß es solcher Hundeschwänze nicht noch heute gäbe."

„Das alte unregelmäßig gebaute Steinhaus des Herrn Jesse hatte mancherlei Stuben, Kammern, Gaden und Gänge, Keller und Bodenräume. Aber außer diesen letzteren, der Stube des Prinzipales, einem an diese stoßenden Speisezimmer und dem eigenen Gemach blieben die meisten Räume Benjamin stets verschlossen. Aus dem Speisezimmer führten einige Stufen durch eine dicke Mauerwand empor zu einem kleinen Bogenthürlein, allein diesem sich nur zu nähern, geschweige denn daran zu klopfen, hatte Herr Jesse streng verboten, er möge nun in dem Gemache, zu dem dieß Thürlein führe, sein oder nicht, und die Nothwendigkeit, ihn zu rufen, auch noch so dringend scheinen."

„Der kleine Benjamin unterzog sich allen Vorschriften seines Gebieters auf das treulichste und fleißigste, und erwarb sich dessen Gunst. Er sah sich stets liebevoll behandelt; Jesse gab ihm Unterricht in der lateinischen Sprache, ohne die niemand die höheren Arbeiten eines Alchymisten und Apothekers

verrichten kann, unterwieß ihn zugleich in allen Manipulationen eines Laboranten, die der Knabe bald begriff und mit Vergnügen übte. Dann begann Jesse mit ihm den Unterricht im hebräischen, chaldäischen und arabischen, um magisch-kabbalistische Werke in ihren Ursprachen lesen und verstehen zu lernen, ja ohne diese Hülfe wäre nicht einmal möglich gewesen, Leonhard Thurneissers, genannt Zum Thurm bedeutendes Werk Magna Alchymia, zu verstehen."

„Benjamin lernte um so leichter den mechanischen Theil seiner Geschäfte, da deren geistiger Theil so sehr geeignet ist, lebhaftes Interesse einzuflößen. Dem Laboranten, dem Adepten, meine verehrtesten Zuhörer, thut in seinem stillen, verschlossenen Laboratorium eine neue Welt sich auf, eine Welt des Zaubers und der Wunder. Todter Stoff gewinnt Leben! rohes gewinnt Formen, der Mensch wird zum Schöpfer. Die himmlischen Sphären steigen nieder und zeigen sich dem gläubigen und kunstgeweihten Adepten in vollendeter Schönheit. Irdisches verklärt sich; aus dem Samen, den die Elemente geboren, treten siderische Wesen, deren höchstes der weltbeglückende A z o t h ist, entstanden aus der Verschmelzung des weißen Adlers und des rothen Löwen."

Die Blicke des Professors leuchteten, als er dieß mit all seiner Lebhaftigkeit sprach; offenbar hatte Erinnerung ihn mächtig ergriffen und riß ihn hin auf ein Gebiet, auf welches der Verstand seiner Zuhörer ihm nicht folgen konnte. Er fühlte dieß selbst, bezwang sich, und lenkte ein: „Doch glaube deshalb niemand, die Alchymie sei eine übernatürliche Kunst; oh nein, sie hat in der Natur und nur in dieser, ihre ganze Begründung. Aber sie legt ihren Jüngern S c h w e i g e n auf. Und niemand soll ihre Pfade wandeln wollen um Geldbesitzes und irdischen Reichthumes Willen; die Natur soll er ergründen,

in ihr den ewigen Schöpfer finden, bewundern und anbeten lernen, dann ist er der wahre Philosophus, und außerdem nur der Schwanz eines Esels."

„Unser Knabe, Benjamin Teelsu, sah in stiller Thätigkeit Jahr um Jahr seines Jugendlebens schwinden. Freiheit genoß er wenig; was man so Jugendfreude nennt, Umgang mit Freunden, geselliges Vergnügen, es blieb ihm fremd und versagt, aber die Kirche wurde regelmäßig besucht, vollständiger Religionsunterricht wurde ihm ertheilt, seine Confirmation, seine höhere Weihe zum Christen erfolgte. Dann begann Jesse, Benjamin auch einzuweihen in die Geheimnisse der Arzneikunst und mit sichtlichem Wohlgefallen freute sich der alte Herr seines gelehrigen Zöglings. In dem kleinen Gärtchen am Hause wurden mehrere Heilkräuter angebaut, in geringen Mengen zwar, aber doch die wichtigsten, die als Hausmittel dienen. Ein Fliederbaum und eine Lindenlaube lieferten in ihren Blüthen auch ihren Beitrag zu diesem einfachen Arzneischatze. Eine Melissenstaude gab hinlängliche Blätterfülle, Pfeffermünze und Krausemünze, Salbei und Thymian blüheten und dufteten da bisweilen, an Sonntag Nachmittagen saß Benjamin einsam in dem grünen Gärtchen und las, oder sah zu, wie Insekten in den Sonnenstrahlen tanzten, die hinter dem zerbröckelten Mauerpförtchen schräg in einen engbegrenzten Zwinger fielen. Einst nahte er jener Oeffnung, bückte sich, sah hinüber — da sah er ein liebliches Kind im Kleide der Armuth, ein Mädchen, das im Grünen saß und strickte. Er sah es öfter, er redete mit ihm, und bald hatte es sein Herz umstrickt. Es entspann sich eine geheime, zärtliche, stillselige, aber reine Liebe. Eine neue Welt ging für Benjamin auf, noch einmal so freudig verrichtete er seine Tagewerke, er wurde noch frömmer, noch sinniger, als er ohnehin schon war.

Dem alten Herrn blieb nichts verborgen, um so weniger seines Pfleglings stille Herzensneigung. Da diese gegen Jesse's Wünsche war, so forderte derselbe mit einiger Strenge von dem Jünglinge Entsagung. Auch darin leistete der Folgsame willig Folge, er gelobte, ohne Jesse's Vorwissen und Beirath niemals eine Verbindung einzugehen — und so verzichtete er auf das sichere Glück der Gegenwart in Hoffnung auf ein unsicheres der Zukunft. Er mied den grünen Garten — sehnsüchtig nach ihm blickend stand Anfangs oft ein schönes bleiches Mädchen wie eine Erscheinung in dem alten Mauerpförtchen, licht vom Sonnengold umflossen, so leidend und so schön — aber der Erwartete kam nicht, wol aber kamen Herbst und Winter mit ihren Stürmen, und der Garten verschneite, und das schöne Kind zeigte sich nicht mehr."

„So waren fast zwanzig Jahre dahin gegangen, und Herr Jesse war nun achtundachtig Jahre alt, und hatte an Benjamin Teelsu den treuesten Schüler, Jünger und Sohn gehabt. Diesem winkte eines Tages der alte Herr in das Speisezimmer und sprach zu ihm: Mein lieber Sohn! Du hast mir gedient bisher in Treue und in der Furcht des Herrn unsers Gottes. Er sei gepriesen, der mich Dich hat finden lassen. Und so erfahre nun, daß Du bist mein Enkel. Deine Mutter, Sara geheißen, verlobte sich, als ich noch wohnte zu Amsterdam, gegen meinen Willen mit dem Sohne eines Freundes von mir, Namens Teelsu. Sie hatte schweres Leid zu tragen, meine arme Tochter. Ich war hart, Gott vergebe mir, und mein Freund war ein gewissenloser Mann, Gott vergebe ihm. Er schien reich und war es nicht. Der Sohn, Dein Vater, baute auf des Vaters Reichthum und täuschte sich bitter, und dadurch auch mein Kind, Deine Mutter. Der alte Teelsu machte Bankerott und starb im Schuldgefängniß. Der Sohn und

Sara entflohen vor meinem Zorne — wohin, blieb mir lange verborgen, bis ich endlich Spur erhielt, sie seien nach Hamburg. Mich reute bitter die Härte, die ich bewiesen gegen mein einziges Kind. Ich nahm all' mein Vermögen zusammen, verließ meine zahlreiche Kundschaft, die mich als Arzt hoch verehrte, und zog auch nach Hamburg — das werden sein dreißig Jahre oder drüber. Ich stellte eifrig Nachforschungen an nach meinem, mir geraubten — o nein, nach dem von mir verstoßenen Kinde. Lange war vergebens all' mein suchen, forschen und fragen. Endlich leitete mich ein alter Jude auf eine Spur — aber wehe mir — die Spur führte mich nur zu Schrecken, Kummer und Verzweiflung. Der Gott meiner Väter hatte mich verlassen. Salomon Teelsu, Dein Vater, mein Enkel Benjamin, hatte in Hamburg nicht vermocht, sich und seinem Weibe den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, wie sehr er auch danach strebte. Ich hätte so leicht helfen und retten können, ich hätte es auch gethan, geschworen sei es bei dem Allmächtigen, denn mein Herz fühlte Reue, und deshalb folgte ich den Flüchtigen nach, aber es war zu spät. Meine Sara, die Tochter des reichen Benjamin Jesse, gebar Dich in einer Höhle der Armuth, in der Hütte jenes alten Juden — den ein Zufall mich finden ließ, und ihre Seele ging hinüber in das Paradies. Dein Vater war nicht bei ihr, er war wieder gereist nach Amsterdam, er wollte Hülfe suchen; er hatte versprochen, wieder zu kommen an einem bestimmten Tage, an diesem Tage gebar Dich meine Sara. Salomon kam nicht — es hatte ihn zurückgehalten ein schrecklicher Sturm auf der See. Die armen Menschen, die sich hatten angenommen der Sara, hatten nicht gewußt wo aus noch ein, sie hatten gelegt mein Kind zur Nacht auf die Straße, daß es wurde gefunden tod, und begraben auf einen Christenkirchhof hinten hin in

eine Ecke an der Mauer. Und Dich hatten sie gewickelt in Lumpen, und hatten Dich gelegt vor das Waisenhaus und gezogen an der Schelle, daß jemand herauskam und Dich aufhob. Die Leute aber waren gegangen von dannen. Dein Vater war gewesen außer sich und untröstlich, und hatte geschüttelt den Staub Hamburgs von seinen Schuhen, und hatte gegriffen nach dem Bettelstab."

„Als ich erfuhr alle diese trostlosen Nachrichten, hab' ich zerrissen mein Kleid, und hab' gestreut Asche auf mein Haupt, und habe mich gedemüthigt vor dem Herrn, meinem Gott. Nachher habe ich mir sagen lassen genau Tage und Stunde, wann sich alles hat begeben, und habe gefunden meiner Sara Grab, und habe Geld gegeben, und auf das Grab setzen lassen einen Stein, und auf den Stein schreiben lassen Sara Teelsu aus Amsterdam, und den Spruch aus dem Buche der Richter: Ach meine Tochter, wie beugest Du mich, und betrübest mich! — Und weil ich nun war ganz allein, so habe ich nicht aufziehen können ein kleines Kind, ich verschaffte mir aber Nachricht von Dir, und betete Tag um Tag, Gott wolle Dich am Leben erhalten, und Dich einst mir schenken. Da ich aber wußte, daß sie Dich mir nicht geben würden, weil ich ein Jude war, so bin ich geworden ein Christ, und hab' angenommen die Taufe, und angenommen willig den Glauben, der die Versöhnung lehrt, mir zur Strafe, weil ich gewesen war so hart und unversöhnlich gegen mein eigenes einziges Kind. Und der Herr hat mich leben lassen, und als es Zeit war, daß ich Dich konnte zu mir nehmen, bin ich gegangen in das Waisenhaus, und habe Dich begehrt, und habe gegeben Geld und gute Worte für Dich, und war gut, daß ich war geworden ein Christ, sonst hätten sie Dich mir nicht gegeben. Gepriesen sei der Herr unser Gott! Nun bist du geworden ein erwachsener

Mensch und bist mir gewesen getreu und gehorsam; ich aber fühle, daß meines Lebens Balsam vertrocknet, denn ich bin alt achtundachtzig Jahr — da sagen die Leute, es ist ein schönes Alter. Wehe mir! Das Alter ist schön mit nichten. Bald wird kommen der Tod und mich führen zu meinem in Elend gestorbenen Kinde. Nun hör' zu, Benjamin, mein lieber Enkel! Wenn ich habe zugethan meine Augen, und Du sie mir hast zugedrückt, so sollst Du Dich bedacht finden in meinem Testamente. Du siehst hier einen Schlüssel, der schließt diese Thüre zu meiner Betkammer, in welche weder Du gekommen bist, noch sonst ist gekommen außer mir ein Mensch, so lange ich besitze dieses Haus. Den Schlüssel werde ich legen in dieses Kästchen, und des Kästchens Schlüssel übergebe ich Dir."

„Hierauf öffnete Jesse die Thüre der Betkammer, und Benjamin gewahrte, daß hinter derselben noch eine zweite Thüre sich befand. Diese eröffnete Jesse nicht, sondern er legte daran ein hermetisches Siegel, welches aus einer krystallinischen Masse bestand, die schnell erhärtete und aussahe, wie Glas. Dann legte er die Schlüssel beider Thüren in ein Kästchen, das er ebenfalls hermetisch versiegelte und Benjamin zur Aufbewahrung übergab. Dann warf er das goldene Petschaft, mit dem er Schloß und Kästchen versiegelt hatte, in ein Glas, darin sich eine helle Flüssigkeit befand, und es verging darin, wie Eis in warmem Wasser, und die Materie färbte sich bleichroth von dem Golde. Und jetzt strich Jesse das Glas ebenfalls mit dem Krystallstoff zu."

„Wenn ich nun todt bin, fuhr Benjamin Jesse fort zu Benjamin Teelsu zu reden, so werden kommen aus der Schweiz zwei Männer, meine Erben, denen giebst Du diese Flasche und dieses Kästchen, und erwartest das Weitere." —

Der Erzähler machte jetzt eine Pause. Immer noch fand er seine Zuhörer in Spannung — er hatte so lebendig gesprochen, so rasch und mit so viel dramatischer Begabung, daß jene den alten Jesse in seiner Eigenthümlichkeit des Ausdrucks leibhaftig vor sich zu sehen, seine eigene Stimme zu hören glaubten. Daher die tiefe Stille allgemeiner Antheilnahme, und eines Eindrucks, den der Professor nicht vorüber gehen lassen mochte, er fuhr daher lebhaft fort.

„Auf meinen Reisen durch die Schweiz lernte ich einen Mann kennen, den man als äußerst reich, äußerst wohlwollend, und dabei höchst begabt mit tieferen Kenntnissen nannte und rühmte. Ich suchte diesen Mann auf, und da ein gleiches Streben nach ernster Erforschung der Natur uns bald einander befreundete, so gewann ich des Mannes Vertrauen in einem hohen Grade. Der Mann hatte eine zarte Frau, welche leider heftig an den Augen litt; ich war so glücklich sie herzustellen, denn ich hatte bereits meinen wunderbaren Augenstein erfunden. Beide Gatten waren so froh und so dankbar — ich werde sie nie vergessen. Und wer war dieser Mann? — Er nannte sich Benjamin Teelsu. Von ihm erfuhr ich Wort für Wort, was ich Ihnen erzählte, seine ganze Lebensgeschichte.“

„Als der alte Jesse seinem Enkel jenes Schlüsselkästchen und jenes Gefäß übergeben hatte, war er niedergekniet und hatte nach altgewohnter Weise in hebräischer Sprache den einhundert und dritten Psalm, der ein feuriges Loblied und ein Danklied für die unaussprechliche Güte und ewige Gnade Gottes ist, murmelnd gebetet, dann hatte er sich in seinen breiten Stuhl gesetzt und etwas Malvasier getrunken. Benjamin hatte sich neben ihn setzen müssen; Jesse hatte sein Haupt sanft auf die Schulter des Enkels gelegt, und war eingeschlummert.

Nach einer halben Stunde seufzte er, und mit diesem Aushauch war seine Seele zu Gott gegangen. Benjamin war sehr erschrocken, doch ordnete er alles Nöthige an, meldete auch das Ableben an den einen der Erben, Herrn Abraham Jesse in der Schweiz, aber ehe noch der Brief an sein Ziel gelangt sein konnte, erschien schon Herr Abraham Jesse und noch ein Mann, und dieser zweite Mann schloß Benjamin mit unaussprechlicher Rührung an sein Herz, und war kein anderer, als Salomon Teelsu, Benjamins Vater. Höchst wunderbar war nun, was sich weiter begab, und was Herr Benjamin Teelsu mir erzählte. Abraham Jesse empfing das Glas und das Schlüsselkästchen; er zerbrach das Glas, und bestrich mit der in demselben enthaltenen Flüssigkeit das Siegel des Kästchens, und jenes an der inneren Thüre der Gebetkammer, da flossen die Siegel ab, wie schmelzendes Wachs. Hierauf öffneten die Fremden die zweite Thüre, und als sie in das Betgemach Jesse's traten, fielen sie auf ihre Kniee nieder und beteten. Das einzige Fenster des Gemaches war verdunkelt, aber auf einer Tafel, die mitten im Zimmer sich befand, stand ein Gefäß, ähnlich einer kostbaren Monstranz oder einem Reliquienschrein, dessen goldenes Fußgestell einen Krystall trug, in welchem ein ewigstrahlendes Licht wunderbaren Schimmer im Gemache verbreitete. Dieses Licht fand seinen Wiederschein in einem eiförmigen Krystall. Mancherlei Geräth war da zu sehen, eine goldene Dose mit goldenem Löffelchen dabei, darinnen ein karmoisinrothes Pulver. Auf einem kleinen Betpulte von Golde lag ein Buch, dessen biegsame Blätter auch Gold waren, und auf diese waren Gebete und magische Zeichen mit Purpur geschrieben. Unter diesem Pulte lag Benjamin Jesse's Testament. Dieses erbrach und las nun Abraham Jesse. Er war als Benjamin Jesse's Brudersohn zum Erben aller Instrumente und Bücher ein-

gesetzt. In das übrige sollten er und Salomon Teelsu sich gleichmäßig theilen; Benjamin Teelsu empfing ein Legat von sechstausend Dukaten in Gold, das ihm die Haupterben sogleich verdoppelten. Viele seltsame Instrumente und magische Geräthschaften fanden sich noch in anstoßenden Kammern, darunter eines, welches Abraham Jesse den Spiegel Salomonis nannte, und ein anderes, gestaltet wie eine Uhr, aber statt der Stunden-Zahlen mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnet, und zu einer uns unerklärbaren Fernschreibekunst dienend. Eine ganz gleiche besaß auch Abraham Jesse, und durch geheime magnetische Kräfte konnten die Verwandten einander trotz der weitesten leiblichen Entfernung ihre Gedanken mittheilen. Groß war der Vorrath an Goldbarren. Die Erben statteten mehrere arme Mädchen aus, und Benjamin Teelsu dachte seiner einzigen Jugendliebe und gab seine Hand jenem armen Kinde, das nun seine Frau war. Alle verließen Hamburg, Herr Abraham Jesse ging nach Ostindien, Benjamin aber folgte mit seiner jungen Frau dem Vater in die Schweiz. Als Herr Teelsu mir alle seine Lebensschicksale mittheilte, war es ein Jahr, daß er seinen Vater begraben hatte. Jetzt nun war er im vollen Besitz unermeßlichen Reichthums; seinen ältesten Sohn hatte er zu Abraham Jesse nach Ostindien gesendet, der ihn an Kindesstatt annahm, und ich habe mich später in Person überzeugt, daß dieser Sohn nicht nur jenes Mannes einziger Erbe geworden war, sondern im Besitze höchst wichtiger Geheimnisse sich befand. Ich besuchte ihn zu Madras, wo er in der Fülle des Reichthums und mit dem Glanze eines Nabobs umgeben, lebte und vielleicht noch lebt. Auch er war im Besitze eines Purpurpulvers, wie sein Vater, das aus Benjamin Jesse's Nachlaß stammte, und Benjamin Teelsu war gütig und freundlich genug, aus Dankbarkeit auch mir ein Gläschen voll davon

zu verehren. Sie alle können es bei mir sehen — wozu es dient, darf ich nicht verrathen; ich selbst habe zwar Versuche damit gemacht, welche seine geheimnißvolle Transmutationskraft außer allen Zweifel stellten, allein ich habe mich dessen nicht weiter bedient, da ich seiner nicht bedurfte, sondern andere Wege kenne, die zu demselben Ziele führen."

Mit diesen Worten endete der Professor seine Erzählung, welche die Zuhörer mehr gespannt als befriedigt hatte. Vom eigentlichen Machen des Goldes war kein einziges Wort gefallen, und doch deutete alles darauf hin, daß Jesse ein Goldmacher gewesen, daß dessen Brudersohn Abraham, so wie Salomon Teelsu, das gleiche Geheimniß gekannt, daß beide ihren Söhnen es vererbten, und daß der Erzähler, dessen wunderbare und verhüllte Lebenswege ihn jenen Erben persönlich nahe geführt, vielleicht durch sie eingeweiht worden sei in alle Geheimnisse der spagyrischen Kunst und Weisheit, die man ihm beimaß, ja deren er sich wol zu Zeiten auch selbst rühmte. Mehr aber aus ihm heraus zu bringen, als er gerade geneigt war, freiwillig mitzutheilen, wäre ein ganz vergebliches mühen gewesen. —

Die Reisenden auf dem Thüringerwalde nahmen Abschied aus dem gastlichen Orte, wo sie frohe Stunden und Tage verlebt. Der Tag der Hochzeit wurde anberaumt, und neue Freuden Gottfrieds und Sophiens standen durch ihn in Aussicht, daher war diese Trennung mehr eine herzliche als eine schmerzliche; die Verlobten schieden guten Muthes, das Herz voll Hoffnung von einander.

Leonhard nahm jetzt einen andern Weg, er fuhr über Suhl nach Ilmenau, und war nicht wenig überrascht, auf der Höhe des Gebirgskammes, dessen Waldnatur ihn lebhaft an den Harz erinnerte, ein einsam gelegenes Gasthaus zu erreichen, bei dem ein wenig angehalten werden mußte, am Schilde dieses Hauses war zu lesen: Zum Auerhahn.

„Träume ich denn?“ fragte er seinen jungen Begleiter. „Bin ich denn auf dem Harz oder bin ich auf dem Thüringerwalde? Das ist doch merkwürdig! Wenn man von Goßlar oder von Clausthal und Zellerfeld aus, die so nachbarlich beisammen liegen wie Mehlis und Zella — zum Rücken des Kahlenbergs und des Bocksbergs hinan steigt, liegt auch ein einsames Gehöft vom Walde umgeben da und heißt auch der Auerhahn — gerade so, wie dieses Haus.“ —

Auf der Weiterfahrt von Ilmenau besuchten und besahen die Reisenden das schöne Schwarzburg und die merkwürdige Klostertrümmer Paulinzelle, erkletterten die Burgruine Greifenstein über der Stadt Blankenburg, und fuhren dann durch das reizende Saalthal noch bis Rudolstadt, um am folgenden Tage das beliebte Saalathen, Christians nächsten Bestimmungsort zu erreichen. Der treue Begleiter verließ diesen nicht eher, bis ihm eine Wohnung gemiethet und eingerichtet war, und versprach, ihn zu seiner Hochzeitfeier abzuholen, wenn er seinem Studium einige Tage abgewinnen, und ihm schenken wolle. Das Wägelein wurde an einen Pferdephilister, selbst mit einigem Vortheil, verkauft, und nun ritt Leonhard von dannen, gefolgt von dem wieder völlig muntern und gesunden treuen Begleiter Tiro.

Der Reiter folgte dem Laufe der Saale bis Naumburg, ritt der Unstrut entgegen bis Artern, setzte dann durch minder schöne Wegstrecken seinen Ritt über Sangerhausen und Harz-

gerode bis Quedlinburg fort, erreichte Halberstadt, verfolgte sehr nachdenklich von dort aus den wohlbekannten, erinnerungreichen Weg zum Huy empor, durch den großen Bruch, und nahete nun mit eigenthümlichem Bangen dem heimathlichen Helmstädt, um schuldigerweise die Aeltern, den Herren Pathen und den Inspektor des botanischen Gartens davon in Kenntniß zu setzen, daß er sein Florilegium diesesmal über die Grenzen des Harzes erstreckt, und seine Glücksblume in einem Thüringerwaldthale gefunden habe.

12.

Eine Unterredung.

Gottfried's Empfang im älterlichen Hause und bei seinem Herrn Pathen war zwar ein herzlicher und aufrichtig froher von Seiten der alten Leute, die er bis jetzt seine Aeltern nannte, und deren Kinder — der Herr Pathe aber war sehr ernst und kühl, obschon er sich innerlich freute über die große vortheilhafte Veränderung, welche mit dem zum Mann gereiften Gottfried während der Jahre vorgegangen war, in denen der Professor seinen Pathen nicht gesehen. Nun aber setzte das freie, offene, selbstständige und männliche Wesen des hochgewachsenen und stattlichen Mannes den kleinen feinen Professor, der sich jenem sehr oft als strenger Mentor gezeigt, in einige Verlegenheit, und er fand nicht gleich den richtigen Takt jenem gegenüber, da er eine Autorität, die ihm dieser Verlegenheit

gleich hätte überheben können, nicht zur Geltung bringen wollte. Indessen ließ er Speisen und Wein auftragen, und als dieses geschehen war, und Gottfried sich gesetzt hatte, schloß er das Zimmer ab, nachdem er den alten Leonhard gebeten, ihm jetzt jede Störung abzuhalten. Dann schenkte er dem Gaste und sich ein und nöthigte freundlich zum Zulangen, hob sogar sein Glas zum anklingen, und sagte:

„Willkommen denn im Vaterhause! — Hoffentlich wird dem Pathen erlaubt sein, noch Du zu sagen, obschon das Pathchen nunmehr, und Gott sei Dank, ein ganz stattlicher Mann geworden. So erzähle denn, was Du erlebt, wie es jetzt um Dich steht, was Du treibst und bist, denn ich weiß nichts Neues zu erzählen; mein Leben fließt in gewohnten, nützlichen Thätigkeiten, im Ganzen aber doch still und einförmig hin, und meine bewegte Zeit liegt weit hinter mir; ich erblicke sie, wie der Bewohner einer öden Ebene ein fernes sonnebestrahltes Alpenland. Dessen glühende Hochgipfel sind meine Erinnerungen.“

Gottfried Leonhard neigte sich, indem er sein Glas sanft dem seines Pathen näherte, mit sittigem Gruß, und erwiederte: „Unser Gott, an den Sie, mein hochverehrtester Herr Pathe und Wohlthäter, mich von Jugend an glauben und dem Sie mich vertrauen lehrten, führt seine Menschen nach seinem unerforschlichen Willen, nicht wie wir selbst, oder wie bisweilen in bester Absicht Andere für uns wollen. Ihr edles Gemüth, Herr Pathe, hat mir gewiß längst die Fehler meiner Jugend und meines Unverstandes verziehen; ich habe Sie wenigstens in Gedanken sehr oft und herzlich um Verzeihung gebeten — und ich darf hoffen, daß Sie mir Ihr Wohlwollen wieder schenken, wie ich den ernsten Willen habe, mich dessen stets werth und würdig zu beweisen.“

Ein Strahl hoher Freude blitzte aus des Professors Augen, als er Gottfried so sprechen hörte — sichtlich schwand der strenge Ernst aus seinem Angesichte, und die Miene einer geistvollen Heiterkeit, die fast stets dieses Antlitz belebte, kehrte auf dasselbe zurück. Er wiegte ganz leise das Haupt, bestätigend nickend, und ließ Gottfried weiter sprechen. Seine Gedanken flogen in eine ferne Vergangenheit.

„Ich will Sie, theuerster Herr Pathe," fuhr Gottfried fort: „nicht ermüden mit ausführlichen Schilderungen meiner Erlebnisse; ganz kurz nur sei alles dargelegt, großes und wichtiges ist mir schlichtem Manne ohnehin nicht begegnet. Ich trat in den Dienst unsers durchlauchtigsten Herzogs und Herrn als Soldat, ich machte den unglücklichen Feldzug gegen Frankreich mit, das Glück bot mir Gelegenheit, unserem Herrn einen persönlichen Dienst zu leisten, und deshalb nahm er mich in Höchstseinen persönlichen Dienst, und würdigte mich hoher Gnade, weit über mein Verdienst. Ich wurde Büchsenspanner, Leibjäger, ja — ich darf sagen: Vertrauter. Des Herzogs Gnade machte mein Glück, er erfüllte mir den Wunsch, den ich von Jugend auf gehegt, — ich bin ernannt zum reitenden Förster in Neustadt unter der Harzburg."

Mehr und mehr verschwand bei dieser Mittheilung wieder der gütige, wohlwollende Zug aus des Zuhörenden Antlitz.

„Pah! Ich dachte zum Fürsten von Schöppenstädt!" spottete der Professor mit wenig verhehltem Unwillen in seinem Tone. „Das nennt nun so ein junger Mann, der mit dem Kopfe da, wo die Welt mit Brettern verschlagen ist, durchrennt, ein Glück! Ich bitte Dich um Gottes Willen, Gottfried! Das Blümlein Wunderhold mag ein allerliebstes, höchstbescheidenes Gänseblümchen sein, ein Mann sollte sich danach doch nicht bücken! Du bist reitender Förster, sagst Du. Wie

kannst Du denn ein Förster sein? Wo hast Du denn die Jägerei gelernt? Wer hat Dich als Forstmann examinirt? Wo hast Du Deinen Lehrbrief? Wer hat Dich wehrhaft gemacht durch den forstlichen Ritterschlag mit dem edlen Hirschfänger? Verdienst Du nicht als ein Stümper in der Jägerei vielmehr das Weidmesser! Du verstehst wohl zu reiten, zu schießen und niederes Jagdwild auszubalgen, verstehst Du aber auch einen Forst zu bewirthschaften, verstehst Du Forst-Culturen, Forstbenutzung, hast Du Kenntnisse vom Schutze eines Forstes? — Ein Jäger magst Du schon sein, ein hirschgerechter Jäger bist Du nicht. Livréejäger warst Du! Hinten auf dem Wagentritt hast Du gestanden — wenn Du mir gefolgt hättest, konntest Du im Wagen sitzen und andere konnten hinter Dir als Lakaien stehen."

Gottfried Leonhard saß versteinert — es wurde ihm trocken in der Kehle, dennoch bezwang er seine gerechte Aufwallung und erwiederte ruhig: „Mein Herr Pathe, Sie ereifern sich meinetwillen doch etwas zu sehr. Sie, der Sie mit Ihrem gründlichen und tiefen Wissen der Zeit voraus eilen, wissen recht gut, und besser als ich, daß die drei-, ja oft sechsjährige Lehrzeit nicht den wahren Jäger macht; daß des Lehrprinzipals Tisch zu decken und seine Stiefeln zu putzen, nicht das Element ist, welches den künftigen Forstmann bildet. Mußte ich dienen, so diente ich doch lieber dem höchsten Herrn unseres Landes, als einem Jäger gewöhnlichen Schlages, der auch nichts weiter versteht, als zu pirschen, Wild einzulappen und einen Schlag abzutreiben. Nicht ohne Prüfung verlieh unser gnädigster Herr mir meine Stelle."

„„O ja, ich glaube das gern,"" versetzte der Professor. „Wir sind allerdings noch zurück, trotz allen Geschreies von der Aufklärung. Es kommt ja noch alle Tage vor, daß unsere

Superintendenten ihre Stiefelputzer zu Schulmeistern ernennen. Das werden dann die Aufklärer unseres Landvolkes. Und das geschieht jetzt, wo wir siebenzehnhundertundfünfundneunzig schreiben, und ich sage Dir, es wird auch noch geschehen, wenn man achtzehnhundertundzwanzig schreibt, denn wir eilen uns nicht, wir schreiten fein gemachsan vor, machen aber vom Fortschritte ganz hochtrabende und gewaltige Worte."

„„Dem sei wie ihm wolle, verehrtester Herr Pathe"" — entgegnete Gottfried. „Was ich bin, das bin ich nun einmal. Ich habe nicht nur vertraute Bekanntschaft mit dem Jägergeschäft als solches, ich getraue mir auch, dem Forstwesen, dessen wissenschaftliche Pflege jetzt erst zu keimen beginnt, als redlicher Diener vorzustehen, denn was mir noch abgeht an gründlichem Wissen, das kann ich erlernen und nachholen aus neuen, fach- und sachgemäßen nützlichen Schriften. Kein Mensch wird alles wissend geboren, lernen muß ein Jeder, und je länger einer lernt, um so besser wird es um ihn stehen. Wer sich einbildet, er habe ausgelernt, er sei fertig, wenn er ein Tentamen bestanden, der schießt weit vom Ziele, der trifft die Scheibe nicht, geschweige das schwarze, und noch viel weniger den innersten weißen Punkt."

„„Solche Grundsätze muß ich in der That loben, mein lieber Pathe!"" sprach darauf der Professor in freudigem Tone. „Diese zeigen mir, daß ich nicht irrte, wenn ich früher immer sagte: der Gottfried hat Talent, es kann etwas aus ihm werden, wenn er nur mehr Fleiß besäße. Gott hat Dir schöne Gaben verliehen, Gottfried, und ich glaube, gleich Dir, an seine Führung. Du wirst mir altem Manne, der Anderes und Besseres und ich darf sagen Höheres mit Dir im Sinne hatte, es nicht verargen, daß ich nicht sonderlich erbaut bin von dem durch Dich selbst gewählten Stande und Berufe. Hier ist

aber, das sehe ich ein, nun einmal nichts mehr zu ändern. Der Jäger steckte Dir von jeher im Kopfe, das freie Umherstreifen durch Wald und Flur, die lustige grünrockige Kameradschaft, die Liebhaberei für Hunde, die ich nun einmal in meinem Hause nicht dulde, so wenig wie die nichtsnutzen Katzen. Nun sage mir doch Gottfried, hast Du denn Deinen neuen Posten bereits angetreten, oder wann gedenkst Du ihn anzutreten?" —

„„Letzteres je eher, um so lieber, und zwar jedenfalls gleich nach meiner Hochzeit, verehrtester Herr Pathe!"" versetzte Gottfried mit einigem Herzklopfen.

„Wie? Nach Deiner Hochzeit? Du hältst Hochzeit? Und mit Wem denn, wenn man fragen darf?" entgegnete mit Verwunderung im Blick und mit erneutem, innerem Unmuth der Professor.

„Der Herr Pathe kennen meine Braut, es ist dieselbe, mit der mich unterredend, Sie mich am Abende vor meinem Fortgange von hier trafen, dieselbe, für die jenes Portrait, mein eigenes Bild, bestimmt war, das Sie damals — an sich zu nehmen so gütig waren, und mich einen Tiro nannten. Ich habe diesen Namen meinem Hunde gegeben, zur Erinnerung."

Gottfried sprach diese Worte lächelnd aus, der Professor aber fühlte alles Gewicht des Vorwurfs, der dahinter sich barg, und suchte davon abzulenken, indem er sagte:

„Man spürt das Miasma der französischen Freiheit in unserer Zeit. Sonst war es in Deutschland eine edle Sitte, daß junge Menschen, die sich mit einander verloben wollten, erst bei ihren Aeltern und Pathen anfragten, ob diese auch nichts gegen die getroffene Wahl und Verbindung einzuwenden hätten? Jetzt verlobt man sich, man heirathet, mir nichts,

Dir nichts, und den Aeltern oder sonstigen Angehörigen muß eben alles recht sein, was die Herren Söhne über sich und ihre Zukunft beschließen."

Auf diesen Vorwurf versetzte Gottfried: „Ich bin kein Mann der französischen Freiheit, Herr Pathe, aber allerdings bin ich meinem Gefühle nach, außerhalb der Schranken meiner Dienstpflicht, ein freier Mann. Die Lage meines Aelternpaares und dessen Bildungsstand sind nicht geeignet, maaßgebende Einwirkung auf meine Wahl zu üben, zudem rechtfertigt sich diese Wahl dadurch, daß meine Sophie ein liebevolles, treues, ehrenhaftes Geschöpf ist, deren mir zusagende Eigenschaften das Glück meiner Zukunft verbürgen. Eine Dame aus höheren Ständen kann der Sohn Ihres Dieners, Herr Pathe, nicht ansprechen, und der reitende Förster von Neustadt könnte eine solche nicht einmal gebrauchen. Und von Ihnen, Herr Pathe, glaubte ich um so weniger mißbilligenden Einspruch zu befürchten zu haben, da Sophie die Verwandte eines Ihnen seit langen Jahren befreundeten wackern Mannes und Bürgers ist — der bereits brieflich von der erfolgten Verlobung seiner Nichte in Kenntniß gesetzt wurde und sie gut hieß — es wäre denn der einzige Fall, Sie mißachteten mich so sehr, daß Sie Sophiechen zu gut dazu hielten, meine Frau zu werden."

Der Professor fühlte alles, was in diesen Worten lag, Gottfried war in seinem Innern fest, er widerlegte mit Würde und Selbstgefühl — es war ihm nichts anzuhaben — daher sprang der Professor plötzlich von dem Hauptthema ab, und klammerte sich an ein zufällig gebrauchtes Wort, indem er sagte: „Ein wackerer Mann, das ist in der That mein Freund, der Inspektor des botanischen Gartens unserer Juliana Carolina. Aber weshalb sagst Du: Bürger? Weil dieß Wort in Mode kommt, weil die windigen Franzosen es jeden Augen=

blick im Munde führen, und jeder Hans Narr dem andern einen Citoyen an den Kopf wirft? Weil die Narren wollen, daß niemand mehr Herr sagen soll? Wol sind auch wir Bürger, sind Cives academici — das ist ein ganz anderes ehrenhafteres, als die völlig abgeschmackte, widerliche französische Citoyennerie, die mit der Donquichoterie aus einem Ei gekrochen ist, und nimmermehr Stand halten wird."

Gottfried lächelte. Er fand keinen Grund, diese von der Hauptsache ablenkende Ereiferung des alten Mannes widerlegen zu wollen, vielmehr sprach er ganz ruhig: „Ich denke darüber ganz wie der Herr Pathe, und brauchte das Wort Bürger nur im deutschen Sinne. Ich war lange genug in Frankreich, um mich nicht in dessen Volk und dessen tolle Revolution zu verlieben, hatte ich doch ohnehin mein ganzes Herz in Deutschland gelassen."

„„Wolan denn, lassen wir Deutschland und deutsche Herzen leben!"" erwiederte darauf der Professor, füllte aufs neue die Becher und klang an mit seinem Pathen. Dann aber begann er wieder. „Ich will Dich ob Deiner geschlossenen Verbindung nicht tadeln, noch weniger hofmeistern, Gottfried, denn zu beidem habe ich kein Recht; Du bist allerdings ein selbstständiger Mann und stehst im Dienste unseres Herzogs; zu befehlen habe ich Dir also nichts, und zum rathen ist es nun zu spät. Ich hatte früher andere Hoffnungen auf Deine Zukunft gebaut, und warum sollte ich Dir es nicht vertrauen, daß diese Hoffnungen glänzende waren? Dein Vater ist alt und wird stumpf, er wird nicht allzulange mehr leben. Meine Rüstigkeit und glückliche körperliche Organisation giebt mir Hoffnung, ihn zu überdauern. Ich hatte gehofft, Du würdest, zu Jahren der Reife, der Einsicht und des Verstandes gekommen, als mein Gehülfe, nicht mein Diener, sondern mein

Freund, mein mich unterstützender Genosse werden. Auf Dich wollte ich die großen Geheimnisse hochwerthvoller Farbenbereitung vererben, deren ich mich rühmen kann, sie würden Dein Lebensglück begründet haben, Du konntest in Reichthum und Fülle leben, wenn auch unvermählt, wie ich. Hattest Du mir die Augen zugedrückt, so konntest Du Dich auch verheirathen. Die Ehe ist von mir nicht verachtet, sie ist ein Ausfluß heiliger Weltordnung, aber sie ist nicht für große Denker, nicht für Erfinder. Viele der berühmtesten Gelehrten lebten im ehelosen Stande; ich könnte, wenn es frommte, Dir lange Reihen von Namen nennen — ich nenne aber nur einen — welcher der Familie meiner Ahnherren angehörte, und mit dem ich eigenthümlicher Weise unter einem Sterne geboren bin. Es war der Parlamentsrath Nicolaus Claudius Fabri Peirescius zu Aix in der Provence, welcher im Jahre fünfzehnhundertundachtzig geboren wurde. Er machte große Reisen, und es war zu Folge alter Nachrichten über ihn, nichts Wunderbares, was ihm nicht bekannt gewesen wäre, ganz so, wie dieses auch bei mir der Fall ist. Er hatte Verbindungen nach allen Seiten hin, und war hochverehrt. Als er unvermählt starb, wurde sein Tod durch Trauergedichte in vierzig Sprachen beklagt, die einen ganzen Band bilden. Alle Gelehrten Roms, wo er starb, unter ihnen mehrere der berühmtesten Cardinäle, folgten seinem Leichenbegängniß. Wie und wann seine Verwandten nach Deutschland eingewandert, theilweise ihren ursprünglichen Namen in deutsche Zunge und Schreibweise umgewandelt, theilweise sich aber auch blos Fabri genannt, und diesen Namen in Deutschland verbreitet haben, darüber besitze ich ausführliche und genaueste Nachrichten, deren Mittheilung jetzt zu weit führen würde. Genug, daß Nachkommen des einen Zweiges der Familie im siebenzehnten Jahrhunderte nach Mühlhausen

in Thüringen kamen, wo sie sich ansässig machten, und bald zu öffentlichen Aemtern und Ehren gelangten. So war im Jahre sechzehnhundertundneunundsechzig mein Urgroßvater, des Namens Sebastian, Bürgermeister des zweiten Rathes meiner Vaterstadt, mein Vater des gleichen Vornamens stand siebenzehnhundertundzwanzig dem dritten Rathe vor."

Dieser genealogische Abschweif begann Leonhard zu ermüden, obschon er die Eigenthümlichkeit seines Pathen kannte, von irgend einem Gegenstande des Gespräches plötzlich abzuspringen, und sich auf ganz entgegengesetztem, fernliegendem Gebiete anhaltend zu ergehen, und er wünschte im Stillen diese Unterredung beendet. Das sah ihm denn der Professor gleich an, und sprach: „Dich zieht es nicht an, was ich sage. — Wüßtest Du, was ich weiß, oder dürfte ich Dir es jetzt schon sagen, so würde unstreitig Dein Antheil ein lebendigerer sein. Nun, brechen wir davon ab. Ich wünsche Dir alles Glück zu Deinem neuen Stande. Mein hochzeitliches Pathengeschenk soll Dir nicht entgehen. Du wirst ja Deine junge Frau hierher bringen, und sie als solche Deinen Aeltern und ihrem Onkel vorstellen. Ich trinke auf Dein bescheidenes Zukunftglück! Thue mir Bescheid!" —

Das alles sprach der Professor zuletzt mit einer leisen, schmerzlich bewegten, bebenden Stimme, und Gottfried nahm mit Ueberraschung wahr, daß der alte Herr tief erschüttert war, daß etwas unaussprechbares in seinem Inneren kämpfte, denn was er nie gesehen, dem Professor perlten Thränen im Auge, und nachdem er angeklungen und den Becher mit zitternder Hand auf den Tisch gesetzt, schritt er leise zur verschlossenen Thüre, öffnete sie, gab Gottfried die Hand, und sprach tonlos: „So lebe denn wohl, bis zum Wiedersehen!"

Gottfried fand keine Worte — wußte jene Bewegung nicht zu deuten, fühlte sich aber selbst mit einem Male von einem mächtigen Gefühle übermannt, das ihm sagte: Dein Pathe leidet um Deinetwillen, durch Dich — und er vermochte nichts zu thun, als des ehrwürdigen Greises Hand zu küssen und sich still, ohne ein weiteres Wort zu entfernen.

Der Professor verschloß hinter Gottfried abermals die Thüre, warf sich auf einen Sessel, deckte sein Gesicht mit beiden Händen, und seufzte: „O Regina! Regina!“ —

Gottfried machte seinen Besuch im botanischen Garten. Der Garten-Inspektor begrüßte ihn mit einiger Förmlichkeit, er konnte sich noch nicht recht in das Verhältniß finden. Früherhin hatte er sich aus dem jungen Leonhard nicht viel machen können, er kannte ihn nur als eine Art heranwachsenden Amanuensis des berühmten Professors, in welchem letzteren er einen Freund und Gönner verehrte. Dann hatte Leonhard der jüngere den Unmuth des Professors und in dessen Folge auch den des botanischen Gärtners erregt, durch das zärtliche Verhältniß mit der besuchenden Nichte, und dadurch eine Verstimmung hervorgerufen, die mit der Erinnerung an deren Urheber eng verwuchs. Andererseits löste sich nun jenes unliebe in der Erinnerung durch des Herrn Förster Leonhard stattliche, männlichschöne Erscheinung, durch sein Verdienst im Felde, durch die fürstliche Gnade, die ihn erhebend umfloß, so wie durch die gute Versorgung, welche der Nichte sich bot, obschon es dieser in ihrer Heimath auch nicht an Freiern gefehlt hatte; endlich kam dazu, daß aus des geliebten Sohnes Briefen her-

vorging, wie treulich der Herr Leonhard diesen geleitet, und das Opfer großen Ummweges nicht scheuend, ihn nach den genossenen Freuden seines frohen Verwandten-Besuches an den Bestimmungsort der ferneren academischen Studien gebracht habe. Dafür war man dem Förster doch auch einigen Dank und einige Freundlichkeit schuldig geworden. So glich sich denn in Gedanken bald alles aus, und nur der eine billige Wunsch blieb in des Gärtners Seele, obschon unausgesprochen, Leonhard möge nicht der Sohn eines Dieners sein, überhaupt am liebsten gar nicht aus Helmstädt gebürtig. Dieser selbst kümmerte sich in seinem ruhigen Selbstbewußtsein und im Gefühle, gegen seine Sophie recht und mit redlicher Treue und als ein Mann von Ehre gehandelt zu haben, wenig oder gar nichts um Urtheile und Meinungen der Verwandten über ihn, sondern schlug unmittelbar den Weg nach Neustadt ein, um alle Vorbereitungen zum baldigen Antritte seines Amtes und seiner Einführung der jungen Frau in das freundlich gelegene Forsthaus zu treffen.

Mannichfaltige Gedanken bewegten Leonhard auf dem Wege, den er vor einiger Zeit zur Nachtzeit geritten, den er jetzt am Tage ritt, und lebhaft erwachte die Erinnerung an jene räthselhaften Frauen, und deren Verheißung. Ebenso kam ihm auch die Rührung und wunderbare Gemüthsbewegung des Professors nicht aus dem Gedanken. Es lag im einen wie im andern etwas Geheimes, das sich auf seine, Gottfrieds Person zu beziehen schien. Er sann mehr und mehr darüber nach, und gewann endlich einen Entschluß.

„Wie sprach damals hier, auf dieser selben Stelle, nahe bei Kublingen, die alte Sibylle?“ fragte sich Leonhard. „Ich solle, sprach sie, alles Dunkle in meinem Leben noch erfahren. Drängt es Dich ernst nach Auskunft über Deine Abkunft, wie

über Deine Zukunft, so reite in die Asse und zur alten Asseburg empor. — Trage ich doch noch immer in einem Beutelchen verwahrt, den alten seltsamen Pfennig an einer Schnur um den Hals und auf meiner Brust. Soll ich versuchen, ob jene Worte ein gemeiner Gaunertrug waren, oder ob sie Wahrheit enthielten? Kann mir wirklich eine Offenbarung kommen in jener alten Burgtrümmer? Den Versuch könnte ich ja wagen; von Schöppenstädt aus trägt mein Pferd mich in wenigen Stunden zur Stelle, Mondschein ist auch, und ich bin nicht ohne Waffen. Von der Asseburg reite ich dann nach Niendorf — oder am besten ich lasse mein Pferd im Kruge von Groß-Denkte und reite am andern Morgen an die Ocker und dieser entgegen, so habe ich den allergeradesten Weg nach Neustadt eingeschlagen.

Leonhard ruhte und rastete in Schöppenstädt bis zum späten Nachmittage, dann folgte er dem Laufe der Altena, erreichte dann von ihr ablenkend, das genannte Dorf, wo er sein Pferd einstellte und in schöner Abendstunde bald den Fußpfad fand, der durch die Asse zu ihrer alten Trümmerburg leitete.

Der Wald stand im Prachtschmuck bunter herbstlicher Färbung — die Flora der Schwämme herrschte auf dem feuchten Grün des Bodens — die Sonne ließ ihre letzten Strahlen durch die Wipfel der Bäume blitzen, dann sank sie rasch in die Niederungen, und bald überhauchte Abendluft die Gefilde, die Ufer der Ocker, die Wälder Asse und Im, und die letzten Sonnenstrahlen vergoldeten nur noch die zwischen beiden stehende hervorragende Bungenstädter Warte.

Leonhard beschleunigte jetzt seine Schritte, denn es fiel ihm bei, daß er noch vor Einbruch der Dunkelheit sein Ziel erreichen müsse, da es ihm außerdem, wenn er auch der Ruine nahe, schwer werden dürfte, den Stein mit den Mondzeichen

und die Kluft zu finden, durch welche er den Pfennig hinab werfen sollte.

Schneller, als er selbst geglaubt, stand der rüstige Waldgänger an der verfallenen Burgstätte. Es war noch nicht einmal sechs Uhr, und noch hell genug. Tiefstill war es rings in dem alten Asenwalde, still und ernst und schaurig. Uralte Eichen und Buchen standen da, graubemooste mächtige Stämme, eine Wonne für das Auge des Forstmannes. Die Besitzer des Waldes und Gebietes wohnten fern, sie hatten nicht nöthig, aus Mangel oder aus erbärmlicher Finanzsucht und um sich nur Geld zu machen, das heilige kostbare Vätererbe anzutasten und durch die fällende Axt zu zerstören.

Leonhard wandte sich zunächst vom Burgthore rechts und zählte, an der Außenmauer hinschreitend, fünfzig Gänge. Und wie er den fünfzigsten Schritt gethan, stand er an einem großen von Flechten überzogenen alten Marksteine, der dicht vor einem Felsen stand, auf welchem die Burgmauer ruhte.

Das war der Stein, das Zeichen der Mondgöttin war ihm eingegraben.

Dicht hinter dem Steine war der Fels durch eine noch darin ersichtliche, jetzt verdorrte Baumwurzel gespalten, und es zeigte sich eine schmale Oeffnung in der Tiefe.

Eine ferne Thurmuhr schlug sechs Schläge, und die Abendglocke wurde nach alter Sitte geläutet, auffordernd zum Gebete gegen den Türken, den Erbfeind des Glaubens, den blutdürstigen Bekämpfer der Christenheit.

Feierlich hallten die dreimal drei Glockenpulse, die dem Läuten folgten, durch den dämmernden Abend. Ostwärts wurde es lichthell. Der Vollmond ging auf.

Der Schall kam vom Thurme des Dorfes Groß-Vahlberg. —

Leonhard hatte noch eine ganze Stunde Zeit. — Der unruhige Wanderer durchstreifte die öden Trümmer, nachdem er nach der Jäger Art den bestimmten Ort verbrochen, das heißt, durch grüne abgebrochene Eichenzweige ihn und den Weg zu ihm gekennzeichnet hatte. Es kamen ihm die alten Sagen in den Sinn, von der frühen Erbauung dieser Burg in mythischer Zeitenferne, dann spätere Erneuung im Beginn des zehnten Jahrhunderts, unter den Ottonen; von wilden Fehden der Herren von der Asseburg mit dem Herzoge Albert von Braunschweig im dreizehnten Jahrhundert, der die starke Feste drei Jahre lang belagerte, bevor es ihm gelang, sie einzunehmen und zu zerstören. Dann die Familiensage der Asseburge von den drei gläsernen Bechern und drei goldenen Kugeln, die vor undenklichen Zeiten die Nixe der Ocker einer Herrin von der Asseburg, die in der Nacht von dem Nix geholt und auf unterirdischen Wegen unter das Ockerbette geführt worden, um der Nixe in deren Kindesnöthen Beistand zu leisten — schenkte, und die Verheissung dauernden Glückes für die Familie an diese Gaben knüpfte. Einst zechten zwei Junker von der Asseburg und einer von Werthern mit einander, tranken aus den Bechern, stießen übermüthig an auf Glück, und der eine Becher zerklirrte in Scherben. Auf der Rückfahrt von Walhausen, der alten Kaiserpfalz, nach Brücken, beides Sitze der Familienglieder, ertranken alle drei in den Fluthen der von einem Gewitter stark angeschwollenen und übergetretenen Helme. Die beiden anderen Becher sollen noch vorhanden sein, sie sind von gelbgrünem Glas, stark und sehr alterthümlich, doch ohne alle Zier. Dieselben befinden sich im Besitze der Familie, einer auf Schloß Falkenstein im Unterharze, der zweite auf der Haineburg im Lande Westphalen. — Leonhard wandelte furchtlos im Mondschein nach dem grauen Markstein. Er hielt den alten

venetianischen Pfennig fest in der Hand. Er stand zur Stelle — da schlug wieder die ferne Thurmuhr — da näherte Leonhard seine Hand jener Felsenspalte — da entglitt ihr die Münze. Leonhard athmete kaum; nicht furchtsam, aber beengt klopfte sein Herz — es rauschte, als gleite das runde Stückchen Metall durch eine metallene Röhre, dann drang ein Dröhnen herauf, wie vom Fall in ein ehernes Becken.

Alles blieb stille rings umher. Leonhard wandelte wieder nach dem Burgthore. Dort sollte er ja harren. Er harrte eine halbe Stunde, dreiviertel Stunden — es zeigte sich niemand.

Plötzlich — dennoch, ein rauschen, ein Licht — eine schwarze verhüllte Gestalt — eine fragende Stimme: „Kann der Herr mir nicht sagen, wie viel es an der Zeit ist?"

„„Die Glock' ist neun — in Vahlberg hat's geschlagen!"" gab Leonhard die ihm gebotene Antwort.

„Folge mir!" rief die verhüllte Gestalt und hob die Leuchte, und wandte sich zum gehen. Leonhard folgte. In einer niedrigen Halle tiefer im Inneren der Ruine schob sich eine Steinplatte zur Seite. Durch die schmale Oeffnung ging es in ein weites, nachtdunkles Gewölbe.

Ende des zweiten Theils.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.

Inhaltsverzeichniß.